

Der protestantische Zürcher und die Priorin von St. Katharina in Wil : eine Liebesgeschichte zu Zeiten des Sonderbundkrieges

Autor(en): **Steinfels, Marc**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Taschenbuch**

Band (Jahr): **133 (2013)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-985204>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der protestantische Zürcher und die Priorin von St. Katharina in Wil. Eine Liebes- geschichte zu Zeiten des Sonderbundkrieges

Episode aus der Familiengeschichte der Steinfels von Zürich¹

Johann Heinrich Steinfels' Jugend

Johann Heinrich Steinfels (1787–1855), seinem Rufnamen zufolge nur Heinrich genannt, wuchs zusammen mit seiner um ein Jahr älteren Schwester Barbara (1786–1850) in Zürich im elterlichen Haus zum «Tannenbaum» am äusseren Rennweg, nördlich angrenzend an die heutige Confiserie «Honold», auf. Schon früh brach Unglück über die junge Familie von Hans Caspar Steinfels und Verena Sigrist und ihre Kinder herein. Hans Caspar, wie bereits dessen Vater von Beruf Metzger, starb nur gerade 30-jährig im Jahr 1794, und Verena Sigrist stand mit ihren beiden inzwischen 8 bzw. 7 Jahre alten Kindern alleine da, denn auch ihre Schwiegereltern waren zu jenem Zeitpunkt bereits verstorben. Irgendwie gelang es der Witwe, mithilfe der Knechte und später mit dem Metzgermeister Wilhelm Nägeli das Metzgergeschäft im alten Schlachthaus am Limmatquai über die Runden zu bringen und damit die Lebensgrundlage der Familie zu sichern.

¹ Die in dieser Arbeit verwendeten Quellen befinden sich im Besitz von Marc Steinfels, Uster. Zur Familiengeschichte der Steinfels von Zürich liegen zwei private, nicht publizierte Werke vor: Jugend- und Familienerinnerungen von Luise Sarauw-Steinfels, zusammengestellt von Erica Sarauw, 1948; Marc Steinfels, «Familiäre Gezeiten», der Steinfels Familien- und Firmengeschichte erster Teil, Die Jahre 1560–1830, 2011.

Etwas mehr als fünf Jahre nach dem Tod ihres Ehemannes vermählte sich Verena mit dem um sechs Jahre jüngeren Wilhelm Nägeli, der in Ausübung seines Berufs auf der Steinfels'schen Metzgbank rasch zu Vermögen gelangte und bald auch «Obmann» der Metzger wurde, was wahrscheinlich gleichbedeutend mit der Zunftmeisterstelle zur Widder-Zunft gewesen sein dürfte (die Zunftmeister dieser Zunft lassen sich für die Jahre 1783 bis 1840 nicht zurückverfolgen). Er erwarb das Nachbarhaus «zum Feuermörser» am äusseren Rennweg, soll über einen schwierigen Charakter verfügt haben, muss sehr tüchtig, aber auch überaus geizig und einseitig auf Erwerb ausgerichtet gewesen sein. Verena scheint in ihrer Verbindung mit Wilhelm Nägeli nicht glücklich geworden zu sein. Dies kann aus mehreren Dokumenten geschlossen werden. So verfügte sie im Jahr 1821 in einem von Zeugen mitunterzeichneten Testament – nachdem ihr Mann zehn Jahre zuvor nur halbherzig Erbverzicht auf das Frauengut geleistet hatte –, dass dieses auf ihre beiden Kinder, Heinrich Steinfels und Barbara Steinmüller-Steinfels, zu übertragen sei, «so dass Herr Nägeli weder auf die Ehepfande noch auf die Gabgelder, noch auf den Zunft Theiler, noch auf Bet und Kasten noch auf meinen mir ausschliesslichen Vorschlag von 4250 Gulden irgend einen Anspruch mehr zu machen befugt seyn solle». Verena Nägeli begründete diese Bevorzugung der Kinder gegenüber ihrem Gatten damit, «dass er kinderlos sei, dass er bereits ein grosses, selbst erworbenes Vermögen besitze, dass er durch einen achtjährigen Besitz und Genuss des väterlichen Hauses und der im Besitze der beiden Stiefkinder befindlichen Metzgbank keinen geringen Zuwachs erhalten hat, und dass unsere Ehe nicht von der wünschbaren Zufriedenheit begleitet gewesen ist». Vier Jahre später, am 27. April 1825, diktierte Verena Nägeli ihrem Schwiegersohn, Johann Rudolf Steinmüller-Steinfels, dem Vizeantistes des Kantons St. Gallen, einen Brief, in welchem sie noch viel deutlicher wurde:

«In der gewissen, aber zugleich höchst schmerzlichen Ueberzeugung, dass mein Mann, Obmann Nägeli, so wie er es von Anfang seiner Verheirathung bis jezt gethan hat, auch nach meinem Tode noch meine lieben Kinder so viel ihm immer möglich sein wird zu benachtheiligen suchen werde, bezeuge ich folgende, ihn ganz be-



*Abb. 1: Porträt von Heinrich Steinfels (1787–1855).
In Privatbesitz von Marc Steinfels.*

zeichnende Thatsachen in Wahrheit als vor Gott: Als vor einigen Jahren mein Bruder, der Rössliwirth in Rafz starb, erklärte er mir sogleich, er wolle der Theilung von dessen Hinterlassenschaft allein beiwohnen. Wenn ich auch mit ihm gehen wolle, so bleibe er zurück. Und so musste ich also bey Hause bleiben, durfte nicht mit meinen Geschwistern gemeinschaftlich reden und konnte kein Wörtchen zu meinem Erbteil sagen.

Noch mehr!

Nachdem die Theilung zu Ende war, taxierte er den, zum Theil von ihm selbst ausgewählten – mir zugefallenen Erbtheil der Hausrathlichkeiten zu einem ihm beliebigen Preise und forderte von mir, dass ich ihm dieselben nach seinem Anschlage – ohne Widerrede abtrete. Ich weigerte mich öfters und lange. Allein er thats nicht anders. Er quälte und ängstigte mich so lange, bis ich ihm einst in einer Nacht nachgab. Um meiner Ruhe willen unterzog ich mich zuletzt in Gottes Namen seinem Befehl – und unterschrieb – und hoffte zu Gott, es werde ihm in Zukunft – wenn diese Thatsache bekannt gemacht werden müsste, nicht länger und noch mehr gelingen, meine lieben Kinder, die Nachtheil genug gelitten haben – noch nach meinem Tode zu beschädigen.»

Es erstaunt deshalb nicht, dass Verenas Sohn, Heinrich Steinfels, ebenfalls keinen vertrauten Zugang zu seinem Stiefvater finden konnte. Der lebhafteste, zu übermütigen Streichen aufgelegte Knabe soll wenig beaufsichtigt aufgewachsen sein, wozu die damaligen turbulenten Zeiten das Ihre beigetragen haben dürften, als fremde Armeen sich in und um Zürich während längerer Zeit aufhielten. Im denkwürdigen Sommer 1799 lieferten sich Franzosen einerseits und die aus Österreichern und Russen bestehende Koalition andererseits vor den Toren der Stadt zwei schwere Schlachten und verschiedene Scharmützel. Zuerst waren es die Franzosen, die Quartier in der Stadt nahmen, nach der gewonnenen ersten Schlacht quartierten sich die Offiziere der mehrere zehntausend Mann zählenden russischen Armee in den Bürgerhäusern der Stadt ein, bevor sie nach der verlorenen zweiten Schlacht die Stadt wieder verlassen mussten.

Die Chronistin der Familie Steinfels, Luise Sarauw-Steinfels (1861–1946) wusste aus Erzählungen ihrer Grosseltern zu berichten, dass

Heinrich Steinfels einmal zusammen mit gleichaltrigen Kameraden das Gebiet des Sihlfeldes, wo kurz zuvor beide Armeen aufeinander geprallt waren, durchstreifte. Dort stiessen die Jungen auf einen zusammengebrochenen Munitionswagen, dem sie einige Schwarzpulversäckchen entnahmen. Zudem fanden sie auch wertvolles chirurgisches Besteck. Nach Hause am Rennweg zurückgekehrt, bewunderten sie, am Fenster stehend, die schönen Instrumente. Dabei wurden sie von einem im gegenüberliegenden Haus einquartierten russischen Offizier beobachtet, der in das Steinfels'sche Haus herüberkam, um die Herausgabe des Besteckes zu verlangen. Die Finder hatten sich aber zwischenzeitlich verzogen. Erst nach längerem Suchen entdeckte man die Schlingel im Taubenschlag, wo sie, auf den Pulversäckchen sitzend, rauchten.

Nach der bestandenen Industrieschule in Zürich wurde der Fünfzehnjährige zur weiteren Ausbildung ins Welschland geschickt. Er hatte das Glück, im Pfarrhaus von La Tour-de-Peilz bei Vevey unter die Obhut eines pädagogisch erfahrenen, protestantischen Geistlichen zu kommen. Dieser scheint es trefflich verstanden zu haben, seinem Zögling die Augen für die höheren idealen Werte des Lebens zu öffnen. Der Abschied von Vevey nach zwei Jahren muss ihm schwer gefallen sein. Er hatte dem Ruf in den nüchternen, stiefväterlichen Haushalt nach Zürich zu folgen und dort entgegen seiner Neigung und Veranlagung eine strenge Metzger-Lehre anzutreten. Widerwillig schickte sich Heinrich in den vorbestimmten Beruf und überlegte, wie er dem strengen Joch entgehen konnte. Die Heirat des 19½-jährigen Heinrich mit der um ein Jahr älteren Anna Magdalena Wehrli (1786–1851), der Tochter des Obmanns der Müller, Johannes Wehrli auf dem oberen Mühlesteg, befreite ihn dann vom harten stiefväterlichen Regiment und ermöglichte ihm die Selbstständigkeit, zu welcher wohl auch die Mitgift seiner jungen Frau einen Beitrag leistete.

Ein nachhaltig wirkendes Erlebnis in Bremgarten 1813

Als Metzgermeister befasste sich Heinrich Steinfels vornehmlich mit dem Einkauf der Tiere, während er das Handwerkliche seines Beru-

fes vorzugsweise seinen Knechten überliess. Im Spätherbst 1813 besuchte der seit sechs Jahren verheiratete Vater von fünf Kindern (von denen allerdings nur zwei Töchter und ein Sohn das Geburtsjahr überlebt hatten) und Gatte einer hochschwangeren Frau auf einer Einkaufsreise den Markt in Bremgarten. Hier sollte der 26-jährige Heinrich ein Erlebnis haben, das im Stillen für ihn von grosser Bedeutung war und das er nicht mehr vergass, das seiner Umgebung aber anfänglich offenbar weitgehend verborgen blieb.

Die Familienchronistin Luise Sarauw-Steinfels berichtete 100 Jahre später, nachdem alle betroffenen Angehörigen längst verstorben waren, in ihren Jugenderinnerungen erstmals und sehr zurückhaltend vom Erlebnis ihres Urgrossvaters Heinrich in Bremgarten 1813 und den späteren Folgen. Der vorliegende Aufsatz stützt sich auf diese Erinnerungen, vor allem aber auf zeitgenössische Briefe aus dem Besitz von Heinrich Steinfels und seinem Sohn Friedrich. Der Briefbestand umfasst gegen sechzig an Heinrich Steinfels und (nach dessen Tod) rund zwanzig an Friedrich Steinfels gerichteten Briefen, ferner aus dreizehn Briefentwürfen oder Briefkonzepten von Heinrich Steinfels, die aufschlussreich sind.²

Aber zurück in den Herbst des Jahres 1813 und nach Bremgarten. Auf der alten Brücke vor dem Städtchen begegnete Heinrich Steinfels hoch zu Pferd eine bildschöne, junge Tochter in Luzerner Tracht, die, ein paar Ochsen vor sich hertreibend, dem Markt entgegenritt. Heinrich, gefesselt vom anmutigen Bild, bot ihr seine Hilfe an, einen Käufer für die Tiere zu suchen, und fand auch wirklich einen solchen. Der Handel wurde in seinem Beisein mit einem Trunk im Wirtshaus zum «Löwen» abgeschlossen, und nachher tanzten die beiden miteinander, bis die Stunde der Trennung und der Heimkehr kam. Die ländliche, schöne 22-Jährige hiess Bernarda Lang und stammte aus dem Örtchen Hohenrain unweit von Hochdorf. Heinrich muss von schlechtem Gewissen gegenüber Frau und Kindern geplagt gewesen sein, jedenfalls vereinbarte man – wie sich später herausstellen sollte – zum Leidwesen für beide kein weiteres Treffen, und so blieb es vorerst bei dieser einmaligen Begegnung.

² Zu den Quellen siehe die Anmerkung 1.

28 Jahre später, 1841

Im Herbst 1841 sprach Heinrichs Schwiegertochter Regula, die Gattin von Rudolf Friedrich Steinfels, dem Gründer der Seifenfabrik Steinfels, mit ihren Kindern im Dominikanerinnenkloster St. Katharina zu Wil vor, um sich für ein Mädchen aus dem katholischen Bekanntenkreis über die Aufnahmebedingungen in das dortige klösterliche Töchterinstitut zu erkundigen. Sie wurde von der Priorin empfangen. Als diese Namen und Herkunft der Besucherin erfuhr, horchte sie auf und bat Regula Steinfels, ihren Schwiegervater unverzüglich zu fragen, ob er wohl der freundliche junge Metzgermeister gewesen sei, der einst auf dem Markt zu Bremgarten die Bekanntschaft einer Bernarda Lang gemacht und mit ihr bis in alle Nacht getanzt habe. Wenn ja, solle sie ihn von seiner ehemaligen Tänzerin grüssen, die gerne etwas über sein seitheriges Schicksal vernähme und ihn gerne in Wil empfangen würde.

Heinrich war zwischenzeitlich 54 und Bernarda 50 Jahre alt. Er war seit 34 Jahren verheiratet und siebenfacher Grossvater, sie seit 24 Jahren Klosterfrau. Im Alter von 35 Jahren war sie von den rund 15 Klosterfrauen erstmals für sechs Jahre und dann im Alter von 46 Jahren für weitere 15 Jahre zur Priorin gewählt worden. Jetzt, in ihrer zweiten Amtszeit als Priorin, setzte, in Erinnerung an das unvergessene Zusammentreffen in Bremgarten 28 Jahre zuvor, ein intensiver Briefwechsel ein, gefolgt von gegenseitigen Besuchen und einer daraus entstehenden Freundschaft, die – so darf man aus den vorhandenen Briefen mit Bestimmtheit schliessen – von einer tief gehenden Zuneigung und Gefühlsverwandtschaft getragen war.

In einem als Abschrift vorhandenen Brief vom 24. Oktober 1841 schrieb der reformierte Heinrich Steinfels der Klosterfrau schwärmerisch, «es schwebt meine Erinnerung jetzt noch vor, wie weh mir der Abschied tat und wie ich auf dem Heimweg und lange nachher noch meinen Kameraden auswich, um ungestört meinen Lieblingträumen nachzuhängen und wie oft ich dachte, ach, warum sah ich Sie nicht ein paar Jahre früher! Sie werden es dem Grossvater nicht verargen, dass er jetzt recht begierig ist, von Ihnen die Schickungen zu erfahren, welche die Vorsehung walten liess, um Sie zu dem Austritt aus dem

bürgerlichen Wirkungskreis zu bestimmen. Er sehnt sich nach einem mündlichen oder schriftlichen Bericht. Daher wird er sobald es die Umstände erlauben, Ihrer Einladung Folge leisten und Ihnen einen kurzen Besuch machen.» Er fuhr dann fort: «Ich kenne Ihre Ordensregeln nicht, hoffe aber zuversichtlich, sie werden solch unschuldige Vergnügen nicht verbieten.»

In ihrer Antwort schrieb Bernarda: «Der Name Steinfels so unvermutet wieder an mein Ohr gedrungen, ist mir wie ein Blitz aus heiterem Himmel in die Seele gefahren. Wer hätte vor 28 Jahren an die Kuriosität geglaubt, dass wir uns nach Verfluss einer solch langen Zeitdauer wiedersehen sollten und zwar mit gegenseitig hohem Interesse. Wenigstens versichere ich Sie des Meinigen und lade Sie in diesem Sinne zu einem recht baldigen Besuch ein. Sie haben nun die halbe Pflicht, eine alte und halb erkaltete Freundschaft wieder aufzufrischen und sich vom Wohlbefinden Ihrer Jungfer Bernarda Lang selbst zu überzeugen. Scheint es nicht, als hätte die Vorsehung das Wiedersehen selbst veranstaltet und gebe uns einen Fingerzeig von Beweis, wie natürlich sie das Unerwartetste möglich macht?» Die Priorin fügte sodann an: «Sie hätten wohl in der leichtfüssigen Tänzerin im Löwen zu Bremgarten keine Klosterfrau vermutet? Und doch lag's damals schon so halb in meinem Sinn. Nun starb meine liebe Mutter und mit diesem Verlust wurde der im Embryo schlafende Entschluss in mir wach und bald reif, mein Leben in einem Kloster zu schliessen. Diesem Entschluss sind alle Hindernisse entgegengesetzt worden. Allein ich bestand und überwand sie mit Entschlossenheit und, gottlob!, ich habe den Schritt nie bereut, auch wenn mir manches Unangenehme durch den Kopf und durch das Herz gegangen ist, namentlich mit meiner Familie.»

Als 26-Jährige trat Bernarda Lang ins St. Katharinenkloster ein und legte drei Monate nach ihrer drei Jahre jüngeren Schwester Benedicta das Ordensgelübde, die Profess, ab, mit welcher sie sich verpflichtete, nach den Ordensregeln der Dominikanerinnen zu leben. Bernarda Lang bekannte in ihrem ersten Schreiben an Heinrich Steinfels sodann: «Nichts Irdisches befriedigt auf die Dauer unsere geistigen Bedürfnisse. Nur die Blumen am Wege sollen wir wie Geschenke der Vorsehung beachten und aufheben, und für eine solche zum zweiten

Mal gefunden betrachte ich Sie und werde sie hoffentlich aufzubewahren wissen, sonst wahrlich wäre ich des Fundes nicht wert. Leben Sie indessen wohl, recht wohl, bis ich Ihnen die Hand zum freundlichen Willkomm entgegenbieten kann. Ich will nun gerne sehen, wie gross die Sehnsucht sei, die Sie mir in Ihrem Briefe zusicherten, und an die so gerne glaubt Ihre alte, bekannte Freundin, Bernarda Lang, Priorin.»

Heinrich Steinfels philosophierte nun in einem weiteren, undatierten Briefentwurf: «Der lange Zwischenraum, seitdem wir uns sahen, hat jedes von uns Erfahrungen machen lassen, die der vom Glück verhätschelte Mensch nicht kennt und die verwandte Ansichten und Gedanken in uns schufen. Der oft dornenvolle Pfad diente somit zu unserer geistigen Ausbildung, dem höchsten Ziel des Menschen. Dieser Umstand bürgt mir dafür, dass wir uns verstehen werden trotz unserer verschiedenen Erziehung. Wenn ich voraussetze, dass auch Ihr Pfad mit Dornen belegt war vor und nach dem Eintritt ins Kloster, so malt mir meine Einbildungskraft den Kampf aus, vor dem das lebensfrohe Mädchen von Hohenrain, das geistig und physisch kräftig ausgerüstet war, zu bestehen hatte, ehe es zum Entschluss kam. Sie malt mir die junge Klosterfrau vor, wie schwer oft der Schleier anstatt des leichten (hoch zu Pferd in Bremgarten getragenen, Anm. des Verf.) Hütcens auf ihrem Haupte lag und wie oft viel zu eng die weite Kutte dem gepressten Herze ward. Wie viele Jahre mussten dahin schleichen, bis Geist und Herz sich ruhig und befriedigt fühlten? Wenn ich auf meinen Geschäftsreisen an den Klöstern Hermetschwil, Gnaden- und Frauental vorbei fuhr und spazierende Nonnen sah, so malte mir meine Erinnerung stets die Gefühle sowohl von Furcht als auch von Hoffnung aus, Sie unter den Klosterfrauen zu erkennen.»

Heinrich Steinfels stellte dann im Sinne der vorsichtigen Wiederannäherung an seinen Jugendschwarm resigniert fest: «Nun sind jene Zeiten vorüber, wo die Jugend braust und das Leben schäumt.» Er gab immerhin seiner vorsichtigen Hoffnung Ausdruck: «Die im Frühling unseres Lebens verunmöglichte Liebe, soll uns nun im Herbst desselben durch die Freundschaft ersetzt werden.»

Heinrich Steinfels legte sodann in Form einer Selbstbiographie seine bisherigen Erlebnisse dar: «Der Lenz und Sommer meines Le-

bens – war nicht so dornenvoll als der Ihrige. Im 8. Jahr starb mein lieber Vater – meine liebe Mutter dem Naturtrieb gehorchend – heiratete 5 Jahre später wieder und zwar einen kenntnisreichen, unbedingten, geizigen und rohen Mann, der mit eisernem Zepter die Haushaltung regierte. Nach dem Besuch der hiesigen Industrieschule bis ins 15. Lebensjahr kam ich dann nach La-Tour bei Vivis, allwo ich im dortigen Pfarrhaus die zwei glücklichsten Jahre meines Lebens verlebte. Der frühere Erzieher von zwei jungen englischen Lords zeigte mir das Leben von einer ganz anderen Seite als es mir aus meinem stiefväterlichen Hause bekannt war. Als Gemütsmensch mit einem lebhaften Temperament begabt, war ich sehr empfänglich für seine Belehrungen und jauchzend und singend begrüßte ich den Morgen und zufrieden und dankbar dachte ich am Abend, Du bist einer der glücklichsten Menschen. Ich war 17 Jahre alt, als ich wieder ins stiefväterliche Haus zurückkehrte. Ach, welche Verschiedenheit herrschte da. Entgegen meiner Neigung musste ich nun bei meinem Stiefvater als Metzgerei-Lehrling eintreten, und es schauderte mich oft, wenn ich daran dachte, dass noch 7 Jahre bis zu meiner Majorität verstreichen müssten, und dass ich somit gezwungen wäre, die rohe Behandlung noch so lange zu erdulden. Nur die nächste Zukunft ins Auge fassend entschloss ich mich, mich möglichst rasch zu emanzipieren, nämlich zu heiraten. Gedacht – getan! Ich heiratete als 19 ½-Jähriger ehe ich noch die Welt und mich kennen gelernt hatte.»

Heinrich Steinfels schrieb weiter: «Wenn Geld und ein schöner und gesunder Körper für den Gang durchs Leben in Zweisamkeit allein von Bedeutung gewesen wären, so wäre meine Wahl eine glückliche gewesen.» Schon bald aber sei ihm bewusst geworden, dass er auf geistige Unterhaltung oder gar auf Gedankenverwandtschaft verzichten müsse. Anfänglich sei ihm dieser Mangel noch nicht so sehr bewusst geworden, weil er in seinem Berufseifer weitgehend ausser Haus beschäftigt gewesen sei. Mit vorrückendem Alter sei dies aber ganz anders geworden. Es habe schwer auf ihm gelastet, eine liebevolle, geistige Unterhaltung im häuslichen Kreise vermissen zu müssen, und so habe er sich häufig Bilder wie die liebliche Erscheinung in Bremgarten aus seiner schönen Jugendzeit in Erinnerung gerufen. Heinrich stellte dann fest, das Schicksal habe ihm ein besseres Los als

tausend Anderen zugeteilt, indem es ihm eine Freundin wiedergeschickt habe, mit welcher er im Geist, aber leider auch in der Trennung, leben dürfe. Dies zu einem Zeitpunkt, als er ihrer am meisten bedurfte. Der Briefentwurf endet mit der Aussage: «Schon längst wäre ich zu Ihnen geeilt, um persönlich die Hand der Freundin an mein Herz zu drücken, wenn ich in meiner Sehnsucht die Zügel hätte schiessen lassen. Allein ich musste bis dato der Gesundheit Rechnung tragend den Genuss der Wonne des Wiedersehens immer noch verschieben.» Warnend, aber auch resignierend, ergänzte er: «Es wird dann einmal ein alter, dicker Mann an Ihre Pforte kommen, dem das Herz pocht», und er glaubte auch, dass «das Fest des frohen Wiedersehens von Angesicht zu Angesicht ein stilles sein werde», denn er befürchtete, «dass ihm dann die richtigen Worte fehlen werden, und zu rasch würde für den alten Mann auch die Zeit des Scheidens wieder heranrücken.»

In ihrer Antwort vierzehn Tage später entschuldigte sich Bernarda: «Warum habe ich Sie so lange auf eine Antwort warten lassen, auf einen Brief, so aus dem Herz an das Herz einer alten Bekannten geschrieben? So höre ich im Stillen, Ihre Stimme an mein Herz ertönen. Geduld mein Freund, ich will Ihnen Ihre zweifelnde Frage beantworten, oder wie soll ich mich ausdrücken? Stünden Sie vor mir, dann wäre ich nicht verlegen, das Herz würde reden, schreiben aber kann es nicht.»

Bernarda gab in ihrer Antwort auch ihrer tief empfundenen Besorgnis Ausdruck, ob Heinrich Steinfels' Gesundheitszustand «nicht mehr solid und recht» sei, und mahnte: «Ach was sind alle Erdengüter ohne diesen! Und doch Tausende entbehren ihr mit Zufriedenheit und Resignation. Und diese Resignation erhoffe ich auch von meinem Philosophen in Zürich, der schon so früh das Bittere des Lebens hat kosten lernen müssen. Bisher habe ich Sie mir vorgestellt als den jungen, lebensfrohen, gesunden rüstigen Mann. Ich weiss nicht, warum ich Sie jetzt mir noch nicht anders denken kann. Vielleicht weil ich von keiner Krankheit und deren Folgen Erfahrung habe. Meine Gesundheit scheint physisch bis jetzt ungebrochen, und doch, es ist sonderbar, ich fange an, das Altersschwere zu fühlen. Der Druck ist aber für meinen Geist Erleichterung und Erhebung und Friede und Freude.

Die Vorsehung erteilt und verteilt alles nach weisem Mass. Würden wir nur nirgends mit uneingeweihtem Sinne oder gar mit Händen und Füßen vorgreifen. Von einem solchen Vorgreifen wären also auch Sie menschlich berechnet ein trauriges Opfer. Nehmen wir aber die Suche in einem höheren Sinn als Leitung der Vorsehung, so geschieht nichts von ungefähr. So sind wir mit dem Schicksal ausgesöhnt. Aber freilich geht es oft lang, bis man zu dieser Überzeugung gelangt, und bis dahin ist oft der grösste Teil des Lebens schon vorüber. Wohl dem, der noch aus dem Rest das Beste zu ziehen gelernt hat. Dass ich an Ihrem Lebensgange den innigsten und lebhaftesten Anteil nehme, werden Sie, so hoffe ich, glauben. Mit grossen Zahlen rechne ich mir die süssen Gefühle des Wiedersehens vor. Wenn nur nicht der grosse Rechnungsmeister etwa schon mit genetztem Finger zum Ausstreichen hinter uns steht!»

Vom Anfang des Jahres 1842 liegt ein Brief Bernardas vor, in welchem sie ihren Freund mit der traulichen «Du»-Form anredete. Sie bemerkte darin, wohl nicht zuletzt im Hinblick auf ihr Gelübde und auf die immer wieder bekräftigte Feststellung, mit dem Eintritt ins Kloster den einzig richtigen Schritt getan zu haben: «Unser Wiederfinden, unsere Freundschaft ist doch mal von der Art, dass wir uns ohne Bedenken einen Schritt näher treten dürfen, ohne an und in unseren Verhältnissen etwas zu verschieben.» Sie gestand Heinrich Steinfels immerhin ein, dass sein offenherziger Brief sie «ein bisschen verlegen und bedenklich gemacht» habe, und sie fragte sich, woher Heinrich soviel Zutrauen gegenüber einer Person entwickle, «von der Du doch nicht viel mehr wusstest, als sie einmal gesehen zu haben.» Bernarda fragte sich aber auch, was ihr in seinen Augen einen solchen Nimbus verliehen haben könnte. Nichts wäre doch wahrscheinlicher gewesen, sie über die lange Zeit vergessen zu haben. Nun aber war «die Ungeduld hochgespannt. Ich möchte Dich von Angesicht zu Angesicht ohne Worte überzeugen, dass Du wirklich Deine Biographie dem Herz einer Freundin anvertraut hast. Sie wird Dir, so viel an ihr liegt, für die späteren Tage noch Würze des Lebens sein. Ich hoffe mit Zuversicht, der Himmel werde nichts dagegen einwenden, denn die Absicht ist gut, jedoch nicht uneigennützig.» Sie fuhr sodann fort: «Jedes Schreiben vermehrt das Verlangen auf unser Wiedersehen, und

doch muss ich ein solches weiter hinausstellen und zwar bis in die Tage des Frühlings. Ich möchte Dich nicht bloss in den Mauern des Klosters, sondern auch ausserhalb derselben sehen. Im Winter könnten keine freundlichen Spaziergänge stattfinden.» Damit gab Bernada zu erkennen, dass für Sie ein Wiedersehen unter den Auspizien ihrer Klosterfrauen eine gewisse Peinlichkeit hervorrufen konnte.

Heinrich Steinfels antwortete nun gemäss einem weiteren, erhaltenen Brouillon ebenfalls in der vertrauenden Du-Form: «Ich verarge es meiner ruhigeren Freundin nicht, dass sie Aufschluss darüber zu erhalten wünscht, woher mein Zutrauen und meine Offenheit herkomme, denn das Recht zu Bedenklichkeiten scheint auf Deiner Seite zu sein, bin ich mir doch selbst im Rätsel hierüber, dass es erst Deines Zweifels bedurfte, eine strenge Prüfung meiner selbst vorzunehmen. Dies liefert mir den klaren Beweis für das alte Sprichwort «Alte Liebe rostet nicht.»»

Heinrich Steinfels legte in der Folge vertrauensvoll seine der Jugendbekannten einst entgegengebrachten Gefühle dar und gestand, dass der von seinen Enkeln überbrachte Gruss sein ganzes Inneres wie elektrisiert habe und sein Jugendtraum immer klarer wieder auferstanden sei:

«Noch nie, weder vor oder nachher hat ein Mensch solchen Eindruck auf mich gemacht. Unsere Unterredung, Dein Benehmen, die gemütlichen und klugen Antworten und Dein geistiges und funkenvolles Auge vollendeten den unauslöschlichen Eindruck auf mich. Kampf mit meiner Leidenschaft – Plan und Luftschlösser aller Art – die aber eben meine wahre Liebe und Achtung für Dich verwerfen mussten, folgten den ersten Jahren unserer Trennung, während welchen ich mich schüchtern (mich vor mich selber fürchtend) über Dich erkundigte, allein nichts Zuverlässiges vernahm, bis ich endlich dem Bott von Hochdorf die Information entnehmen musste, dass Du in ein Kloster gegangen seist, in welches sei nicht bekannt. Du warst in Gedanken stets meine Reisegefährtin. Ach wie klagte mein Herz aus Furcht und Hoffnung, Dich zu sehen, wenn ich an einem der Klöster an der Reuss vorbeifuhr. Nach und nach wurde es ruhiger in meinem Inneren – und zuletzt still – aber so oft ich in die Nähe eines

Frauenklosters kam, dachte ich an Dich und der Wunsch, Dich noch einmal zu sehen – vielleicht zufällig – trat vor meine Seele. Selbst in diesen zuletzt verflossenen Jahren gab ich dem Kloster Fahr bei meinen Spazierfahrten mit meinen Enkeln den Vorzug.»

Diesen Worten kann entnommen werden, dass die Begegnung mit Bernarda Lang für Heinrich Steinfels 28 Jahre zuvor von ausserordentlicher Wirkung gewesen sein muss.

Er schrieb weiter: «Meine Sehnsucht hofft, Dich vor dem Frühling in Deinen Mauern zu sehen. Ob und wann wir ohne Aufsehen zu erregen in Deinen Mauern ein paar Stunden ohne Zeugen uns besprechen könnten (und für diese Gunst bitte ich dringend), hoffe aber zuverlässig, es werde meiner Freundin in ihrer Stellung wohl möglich sein, dies zu veranstalten oder einen dritten Ort vorzuschlagen. Ich werde mich aber allem unterziehen, was Deine ruhige Vorsicht für gut findet, um ja kein Aufsehen zu erregen.»

In ihrer Antwort von Ende Januar 1842 informierte Bernarda Heinrich Steinfels, dass das auf Lichtmess (40. Tag nach Weihnachten) vorgesehene Wiedersehen nun doch nicht stattfinden könne, weil der gleichzeitig in Wil stattfindende Jahrmarkt eine eigentliche Entheiligung ihres ersten Treffens bedeuten würde. Ausserdem sei der zurzeit nicht gerade festen Gesundheit von Heinrich Steinfels Rechnung zu tragen – und es gebe einen weiteren widrigen Umstand: «Ich muss und will Dir nämlich sagen», so schrieb sie, «was ich sonst nicht sagen wollte. Herr Brunner, Dein Gegenschwäher, hat nämlich Deinen Brief an mich, den er mir hätte überbringen sollen, geöffnet. Er händigte ihn mir selbst mit tausend Entschuldigungen aus, es sei im Versehen geschehen, und er bat mich, Dir ja nichts anmerken zu lassen. Ich versprach es ihm und ich hätte auch Wort gehalten, wenn ich es nicht für nötig gehalten hätte, Dich mit dem Sachverhalt bekannt zu machen.»

Dieses Missgeschick schien Bernarda ziemlich zu beunruhigen. Sie fürchtete wohl unliebsame Gerüchte über ihr Verhältnis zu Heinrich Steinfels zu einem Zeitpunkt, in dem sie sich vermutlich noch gar keine Gedanken darüber gemacht hatte, ob und wie sie ihren Klosterfrauen das bis zu diesem Zeitpunkt lediglich auf einem Schriftwechsel beruhende Verhältnis zum reformierten Stadtzürcher er-

klären sollte. Aus Vorsichtsgründen glaubte sie deshalb, vorerst etwas Zeit verstreichen lassen zu müssen. Deshalb schrieb sie Heinrich Steinfels: «Wenn wir uns zurzeit nicht treffen können und Du von mir doch Näheres und Bestimmtes erfahren möchtest, so wisse, dass die Mutter der Wirtin zum «Hirschen» in Wollishofen meine Jugendfreundin ist, in welcher die Freundschaft innig fortlebte. Unter irgend einem Vorwand wirst Du Dich mit ihr bekannt machen können. Sie ist über mein ganzes Schicksal informiert. Nie habe ich ihr über etwas ein Geheimnis gemacht. Sollte ich in den alten Tagen noch einmal in den Fall kommen, eines machen zu müssen? Du magst mir Deine Ansicht mitteilen, ob und wieviel ihr von unserem Verhältnis zu sagen sei. Jedenfalls ist Vorsicht eine Regel der Klugheit.»

Aus dieser Äusserung kann geschlossen werden, dass der durch den Boten geöffnete Brief Bernarda zutiefst beunruhigte.

Gewisse Bedenken kommen auf

In seiner Antwort räumte Heinrich Steinfels zweifelnd ein: «Ein etwas finsterner Geist anstatt der in früheren Schreiben enthaltenen geläuterten Lebensansichten sowie eine Furcht vor dem eigenen Herzen scheint Dich bedenklich über unser Verhältnis zu machen. Gegenseitige Mitteilung der geheimsten Gedanken und Wünsche über unser Verhältnis in der Zukunft wird einzig den inneren Frieden wahren, und so wiederhole ich Dir aufrichtig, mein höchster Wunsch ist, ein recht Inniges mit Dir zu pflegen. Vertrüge es Deine geläuterte Weltensicht, wie glücklich wäre ich! Wenn aber Bedenklichkeiten in Deinem Gemüt darüber obwalten, so würde ich, selbst wenn es in meiner Macht läge, dieselben einstweilen zu widerlegen, den Versuch dazu darum nicht wagen. Dies deshalb, weil wir uns einem Alter nähern, in welchem in der Regel Bedenklichkeiten auftreten, die der gesunde, ungeschwächte Verstand als nichtig verwirft. Ich werde daher Deinen, den meinigen entgegengesetzten Bedenken, Rechnung tragen und mich ihnen fügen. Ich würde es mir nie verzeihen können, für kurze Zeit das Erwachen Deines inneren Gesanges verursacht zu haben, wenn ich in der späteren Folgezeit zu befürchten hätte, dasselbe durch

ein nächtliches Geschwader finsterner Launen und marternder Vorstellungen verschreckt zu sehen. In unserem Alter und bei unserer Erfahrung wäre Verschlossenheit eine Sünde. Enthülle mir daher ebenso unumwunden Deine Ansichten. Bis dahin muss ich den von Dir gewünschten Aufschub für unser leibliches Wiedersehen trotz Sehnsucht gutheissen. Mit welchen Empfindungen wir uns wiedersehen werden, weiss ich nicht. Beeile Dich, mich aus dem Hin- und Herschwanken zu reissen, mich aus den Irrgängen der Zweifel zu retten, die mich einem unbekanntem Ausgang entgegen zu führen scheinen, wenn ich an Dich denke! Lebe wohl, Teure, und denke, dass ich in jedem Falle mit eben der Innigkeit an Dir hänge wie bis dahin.»

Anfangs März 1842 erhielt Heinrich Steinfels Aufschluss über Bernardas Zögern: «Lasse Dich, teurer Freund, mein langes Stillschweigen nicht befremden. Es geht mir wie Dir, ich kann über meine Schreiben mit mir nicht ganz einig werden. Ich lese Hingeworfenes, streiche aus und schreibe wieder und nie ist's das, was ich sagen möchte. Ich mache Dir, über Deine Skrupellosität Vorwürfe und ver falle in die nämlichen Fehler. Warum scheuen wir uns, dem Erguss unserer Herzen freien Lauf zu lassen? Ist denn dem Reinen nicht alles rein? Und dürfen wir nicht unbedingt glauben, dass dies alles zu unserem Besten, zu unserer Erziehung und Reife für den Himmel dient!? Kann ich anders als mit reiner Liebe mich zurückerinnern an Dich, der Du mir so würdevoll und gut, Dein Bestes selbst mir zu kennen gabst! Und welch eine lange Zeit ist seitdem verflogen und vergangen. Kurz und lang, welche Erfahrungen haben wir gemacht, was gelitten, mit und ohne Schuld? Wer aber nichts gelitten hat, weiss nichts. Jetzt weiss ich aber soviel, dass für mich eine Prüfungsschuld nötig war. Wer weiss, was aus mir geworden wäre, wenn ein günstiges Geschick, mich gegängelt hätte? Ich glaube und mich tröstet der Glauben, die Vorsehung habe mich gerade so führen müssen, um die rechte Spannkraft an mir nicht verloren werden zu lassen. Mein Tun in jungen und guten Tagen war nicht schlecht aber doch sehr kleinlich. Von eigentlicher Tugend wusste ich nichts. Dornen ritzten mich wohl, aber das brachte mich nicht zum Nachdenken. Nur schwere Leiden taten mir die Augen auf und machten mich, so gut es ging, frei. Wenigstens glaubte ich's so. Doch ach! Ins Kloster habe ich eine

kleine Welt mitgenommen. Meine Absicht mich da, Gott und der Tugend zu weihen, war lange nicht so gegründet und so rein, als ich irrend meinte. Auch im Kloster ist man oft wider seinen Willen recht sehr neidisch und gemein gesinnt. Und mit kleinlichen Gesinnungen und Nebenabsichten kommt man eben lange nicht zum echten grossen Gottesdienst. Immer musste ich schmerzlich geweckt werden. Die Lehre davon heisst: an nichts Irdisches sein Herz zu hängen. Aber nun, was bist Du mir?! Müsste ich nach der innersten Wahrheit Rechenschaft ablegen, warum ich das Wiedersehen so herausstelle, könnte ich's? Nein! Es ist nicht bloss das, dass ich Dich zum ersten Mal so ganz nach meinem Wunsche wiedersehen möchte. Es ist etwas, das sich sträubt und diesem weiss ich keinen Namen. Zudem ist's mir: ich soll das kostbare Geschenk, das mich der Himmel finden, wiederfinden liess, bewahren und mich bloss im Stillen des verborgenen Schatzes freuen. Doch sind einmal des Frühlings schöne Tage da, dann habe ich keine Einwendung mehr und meine Bedenklichkeiten werden in der Verzögerung nicht gehoben.»

Aus der folgenden Zeit liegen leider nur noch ausnahmsweise Briefentwürfe von Heinrich Steinfels vor. Es muss deshalb aus den Briefen von Bernarda auf dasjenige geschlossen werden, was er ihr geschrieben hat.

Heinrich Steinfels wollte offenbar mehr über das Leben von Bernarda vor dem Eintritt ins Kloster und mehr über den Entscheid, dem weltlichen Leben zu entsagen, erfahren. Anfang April 1842 schrieb Bernarda deshalb: «Vor allem möchte ich Dir Vorwürfe machen über Dein Grübeln und Zweifeln über meine Gesundheit und meine Verhältnisse, und dass Du überhaupt mehr erforschen willst als zu erforschen ist. Du kennst mich und alle Verhältnisse, die meistens schon jahrelang vorüber sind, zu wenig. Mache Dir, ich bitte Dich, hierüber keine Grillen (d.h. sonderbare Gedanken, Anm. des Verfassers), Du würdest fehl schliessen. Ich habe mich mit der Vorsehung ausgesöhnt. Soviel ist gewiss: Ein gewöhnlicher Mann hätte mich nur unglücklich durch das Leben geführt. Ob ich in Kindern allenfalls Ersatz gefunden hätte, wer kann da antworten?»

Vermutlich warf Heinrich Steinfels der Priorin auch vor, ein Wiedersehen aus irgendwelchen Gründen hinauszögern zu wollen. Jeden-

falls beschwerte sich Bernarda: «Bist Du, teurer Freund, in Deinem Gemüt so angegriffen, dass Du auf so sonderbare Einfälle kommst, wie zum Beispiel über die Art unseres Wiedersehens – als verhinderte ich dasselbe aus Furcht, Du möchtest mich prostituieren? Um Gottes Willen – wäre ich Deiner Freundschaft wert, wenn ich so gemein von Dir denken könnte?»

Es wurden beidseitig immer wieder Termine für ein erstes Wiedersehen vereinbart oder zumindest vorgeschlagen, die dann kurzfristig wieder verschoben werden mussten. Im Juli 1842 schrieb Heinrich Steinfels: «Hätte ich dem innigen Wunsch meines Herzens nachgegeben, so wäre ich schon längst zu Dir geeilt, um ein paar frohe und durch Liebe und Freundschaft guter Menschen gewürzte Tage bei Dir zu verleben. Seit dem Eintreffen des herrlichen Wetters war meine Abreise schon zweimal festgesetzt und beide mal wurde sie teils durch Beruf teils durch Dienst an meinen Hilfsbedürftigen verhindert, und ich stimme Dir bei, dass es unverständlich und dumm ist, sich allzu sklavisch seinen Geschäften unterzuordnen. Dein liebes Schreiben hat mir recht wohl getan. Der Inhalt davon beschäftigte meinen Geist aufs Angenehmste bei meinen Spaziergängen, indem er mir den Beweis Deiner Liebe und Freundschaft zu mir aussprach. Nichts aber soll mich abhalten, Mitte August 2–3 Tage bei Euch zu genießen. Habe die Güte mir zu melden, ob ich mein eigenes Gefährt mitnehmen oder per Post reisen soll, damit, wenn wir etwa einen Ausflug machen wollten, ersteres zur Hand wäre!»

Erster Besuch im Kloster in Wil, August 1842

Endlich, im August 1842, konnte Heinrich die Fahrt nach Wil antreten. Wie dieses erste Wiedersehen – nach 29 Jahren – verlief, darüber ist den Briefen nur Weniges zu entnehmen. Heinrich Steinfels schien sich aber im St. Katharinenkloster sehr wohlgeföhlt und auch Bekanntschaft mit den übrigen Klosterfrauen geschlossen zu haben. Er erkundigte sich nämlich kurze Zeit später bei Bernarda, warum seine Bitte um Aufnahme in den «Frauenbund» – wen oder was er damit genau meinte, ist allerdings unklar – noch nicht zur Sprache gekommen war,

und befürchtete, dass Bernarda sein Begehren als allzu forsch empfunden habe. Im selben Brief versuchte er, Bernardas Zweifel an der Treue seiner Gefühle ihr gegenüber zu zerstreuen:

«Dein Vorwurf, es könne die Erinnerung an Dich im Geräusch des weltlichen Berufslebens bei mir verhallen, tönt in meinem Innern recht lieblich. Auch der übrige Inhalt Deines Schreibens hat jenen inneren Sang wieder aufgefrischt und darin eingestimmt, der meinem Alter zum Trotz beim Gedanken an Dich dennoch mit jugendlicher Wärme erklingt.» Sodann kam Heinrich auf ein Begehren Bernardas zu sprechen: «Du wünschst in mein Inneres zu blicken, und ich gestatte es Dir umso freudiger, als ich versichert bin, nachsichtig beurteilt zu werden. Der gütige Schöpfer hat mich in die Reihe der Gefühlsmenschen eingereiht und versah mich mit einer Dosis Fantasie, die mich vermutlich oft auf Irrwege geführt hätte, wenn diese Eigenschaften nicht mit etwas Vernunft, dafür von grosser Schüchternheit und Blödigkeit begleitet wären. Diese beherrschten mich bis zur Stunde. Würde ich meinen Empfindungen Worte leihen – wie es in meinen früheren Schreiben an Dich geschah – und es würde ihnen dann mit kalter Vernunft entgegnet, so senkte sich ihr Flug zwar ungerne aber durch die Kälte gezwungen zur Erde und ein Gefühl von Scham träte an ihre Stelle. Meine Vernunft könnte Deiner Entgegnung nicht widersprechen, allein meine schwache Seite hätte es anders gewünscht, sie erblickte darin ein unschuldiges Vergnügen, das in die Prosa des Alltagslebens einen Wechsel brächte.»

Offenbar hatte Bernarda ihrem Freund anlässlich des ersten Wiedersehens empfohlen, seine «Fantasie» zu zügeln, denn dieser fügte an: «Von da an reihte ich meine Freundin in die Klasse der Vernunftmenschen und hütete mich, meiner Fantasie den Lauf zu lassen, und dieses, so wie mein sonstiger Mangel an Redseligkeit waren Schuld, warum unsere mündliche Unterhaltung so nichtssagend ausfiel. Urteile nun selbst, ob mein Blick in Dein Inneres in dieser Hinsicht richtig sei. Du rühmst Dich, mich ohne Flor in das Deinige blicken zu lassen und dennoch bin ich weit entfernt, mir ein richtiges Urteil zuzutrauen.»

Auch wenn das erste Wiedersehen vielleicht (durch das Gewicht und das Faktische der Realität) zu einer gewissen Ernüchterung im

Verhältnis zwischen Heinrich und Bernarda führte, so empfanden beide eine tiefe freundschaftliche Liebe füreinander, die sie nun bis zum Tod begleitete. Bernarda schien es, als ein Vernunftmensch, bei ihrem ersten Treffen verstanden zu haben, die träumerischen Schwärmereien von Heinrich Steinfels etwas zu dämpfen und seine «Fantasien» auf den Boden der Realität zurückzuholen. Andererseits muss ihr der Enthusiasmus ihres Freundes auch wohlgetan haben. Er eröffnete ihr neue Perspektiven im doch oft grauen klösterlichen Alltag, der von Entsagung geprägt war. Wenn die Zeit zwischen den Begegnungen zu lang wurde oder wenn Briefe ausblieben, dann klagte sie: «Ach, wären wir einander doch näher, um wie viel leichter trüge sich manches Widerwärtige.» Gleichzeitig aber wusste sie: «Dieser Wunsch gehört aber hienieden zu den Unausführbaren und es ist gut so.»

Mit dem eigenen Schicksal, auch wenn dieses als hart empfunden wurde, galt es sich zu versöhnen. Das war die Lebensweisheit von Bernarda. Oft verwendete sie in ihren Briefen den Ausdruck «Resignation», um damit zu sagen, dass man – durchaus im positiven Sinne gemeint – die eigenen Wünsche der Realität anzupassen habe – so Bernarda selbst ihre Wünsche dem Gelübde und der Aufgabe in der klösterlichen Gemeinschaft, auch wenn ihr das bisweilen schwerfiel: «Seine Wünsche in die kleinste Zahl zu bringen, das ist des Lebens wahre Philosophie. Solche Überzeugungen erringt man endlich, wenn man ernstlich darnach strebt.»

Gedankenaustausch

Heinrich Steinfels erfuhr nun im Verkehr mit der geistvollen, für seine Probleme Verständnis bekundenden Frau das, was er in seinem Leben oft schmerzlich vermisst hatte: den Gedankenaustausch über vieles, was ihn bewegte, und dadurch manche Anregung und Bereicherung auf kulturellem Gebiet. Eifrig wurde über Bücher philosophischen und literarischen Inhalts korrespondiert. Heinrich versah Frau Bernarda mit Neuerscheinungen wie Edward Bulwers «Die Pilger des Rheins», «Die letzten Tage von Pompeji» und «Alice», Johann Gott-

fried Seumes «Spaziergang nach Syrakus» oder Heinrich Zschokkes «Alamontad», um einige zu nennen, die im Briefwechsel erwähnt wurden. Es waren dies Werke, die zu jener Zeit häufig gelesen wurden und die von der liberalen Haltung protestantischer Schriftsteller zeugten. Diese Romane hätten sonst wahrscheinlich kaum Eingang in die klösterlichen Räume gefunden. Aber wie aus den Briefen geschlossen werden kann, wurden sie auch gerne von anderen Nonnen des St. Katharinenklosters gelesen. Über «Die Pilger des Rheins» schrieb Bernarda:

«Dieser Roman hat mich sehr lieblich angezogen. Er traf in mein Herzen. Gesellschafterin des darin erwähnten Fräuleins möchte ich sein. Recht gut könnte ich mich aber auch in die Gesellschaft des klug moralisierenden Vaters schicken. Sein Blick in die Schönheit der Natur, in die Werke der Kunst, in das Treiben der Menschen, seine Resignation, seine Erfahrungen, seine Schicksale. Kurz mit diesen Leuten wäre ich bald so einig und vertraut geworden, dass ich mich unbesorgt vom Schein hätte ablenken und bis an das Gestade des Zürichsees hätte geleiten lassen, wo aber dann manch guter Vorsatz vielleicht in Rauch aufgegangen wäre!»

Ist diese Äusserung so zu interpretieren, dass sie dann möglicherweise (in der Fiktion des Romans) in die Nähe von Heinrich Steinfels gezogen und vielleicht sogar dort geblieben wäre? Kommt in dieser Aussage nicht auch zum Ausdruck, dass bei Frau Bernarda dann und wann selbst Zweifel an der vielgepriesenen Anpassung ihrer eigenen Wünsche an die Realität aufkamen?

Mitunter bat die Priorin Heinrich um Rat und Vermittlung in wirtschaftlichen Angelegenheiten des Klösterchens, sei es beim Einkauf von Jungvieh für die Ökonomie, von Tafelobstbäumchen bester Sorte für den Garten oder von neuen Tapeten für das Gästezimmer. Es ist auch anzunehmen, dass das Kloster dann und wann mit Zuwendungen von Heinrich Steinfels rechnen konnte. Jedenfalls war einmal die Rede von der Anlage von 1000 Gulden, für deren Betrag sich Heinrich Steinfels gegenüber dem Kloster als Schuldner bezeichnete. Ein anderes Mal bedankte Bernarda sich für einen erhaltenen Scheck. Oder es wurden zwei Zentner Seife und ein halber Zentner Kerzen bestellt, die dem Kloster wohl nicht in Rechnung gestellt hät-

ten werden sollen, denn eine an das Kloster gesandte Mahnung für eine nicht bezahlte Rechnung liess Heinrich sogleich bei seinem Sohn stornieren. Aber auch in familiärer Hinsicht erbat sich Bernarda Hilfe. Noch bevor das erste Treffen in Wil stattfinden konnte, eröffnete sie Heinrich:

«Du hast vielleicht mit meiner Geschichte ebenfalls vernommen, dass mein Vater durch allerlei Unfälle, um sein Vermögen gekommen ist. Nun sind 5 Kinder zweiter Ehe ganz arm und verwaist und wahrscheinlich verwahrlost in Schulen und Erziehung. Könntest Du nicht ein Knabe von 15 bis 16 Jahren auf irgend eine Weise zu Dir nehmen und ihm dazu helfen – um das Brot dann später selbst verdienen zu können. Mein Herz und Kopf ging seit Wochen mit diesem Gedanken um, und meine innere Stimme sagt mir, Du wärst der Mann, der diesem Knaben Vatersstelle versehen werde».

Zu dieser Hilfestellung scheint es nicht gekommen zu sein, jedenfalls findet sich in keinem der folgenden Briefe ein Bezug auf dieses Begehren.

Leiden unter der räumlichen Trennung

Beide litten unter der räumlichen Trennung, die durch den schriftlichen Verkehr nur teilweise kompensiert wurde. Und da der Briefwechsel nicht immer in der erhofften Intensität erfolgte, kamen immer wieder Zweifel an der Beständigkeit der Freundschaft und der Gefühle auf. Bernarda klagte in einem nicht näher datierten Brief aus dem Jahr 1843: «Welche Gründe mögen wohl obwalten, dass Du mich vergisst?! Ergreife eine Feder und sage das Deiner Freundin, die beim tiefsten Stillschweigen Dich nie vergisst! Vor dem Ewigen danke ich Deiner wie in einsamen Stunden der Mitternacht und getraue mir vor dem Allwissenden Rechenschaft zu geben. Die Ausbeute die von meinem Sinnen und Denken übrig bleibt, ist meist von der Art, dass es sich wie im Traume auflöst. Das heiligste der Gefühle kann nur geahnt, nicht ausgesprochen werden. Nie fühle ich das mehr, als wenn ich meine Empfindungen in lauter Worte ausdrücken möchte!! Wann sehen wir uns wieder!??»

Im Sommer 1843 lag wieder eine Einladung nach Zürich vor. Bernarda antwortete:

«Deine freundliche Einladung nach Zürich wäre mir gewiss höchst angenehm und, hinge es von mir ab, hätte ich mich vielleicht nicht zum zweiten Mal einladen lassen, allein Nonnen wie Weiber sind selten unabhängig. Durch Herrn Kitt wäre vielleicht eine solche Reise möglich, weil er mit dem Herrn Generalvikar Mirer in St. Gallen in freundschaftlichem Verhältnis steht, das weiss ich von Herrn Mirer selbst. (Anm. des Verf.: Für das Verlassen des St. Katharinenklosters mussten Priorin und Nonnen stets die Erlaubnis des Generalvikars von St. Gallen einholen.) Ich hatte aber nicht den Mut, ihm von meinem Wunsche etwas durchblicken zu lassen und ohne diese freiwillige Erlaubnis mache ich keinen Gebrauch von meiner insoweit unbenommenen, möglichen Ausführung des stillen Wunsches. Denn, wer ein Vergnügen geniessen will, der darf im Hinterhalt nichts zu fürchten haben, und wenn der Verstand rechnet, dankt das arme Herz und alle Freude wäre verdorben. Es wäre traurig, wenn ich seit meinem Eintritt ins Kloster nicht so viel Gleichmut erworben hätte, durch wahrscheinliches Fehlschlagen dieses Wunsches meine innere Ruhe stören zu lassen.»

Bernarda erklärte, weshalb sie durch Verzicht auf die Erfüllung persönlicher Wünsche zu höheren Einsichten zu gelangen glaubte:

«Denn nichts sichert so gewiss die echte Zufriedenheit des Herzens als gänzliche Entäusserung und Resignation. Es lässt sich mit dem Schicksal nicht viel markten. Man zieht immer den Kürzeren beim Unterhandeln. Ach wie manche wohltätige und traurige Erfahrung macht man durch das kurze und lange Leben! Nur der Tugendhafteste kommt am Ungeschlagensten durch. In den meisten Verhältnissen des Lebens, sind die Stunden so selten, wo man allen Frondienstes frei – ihn vergessen und nur sich leben kann. Und wer weiss, ob dann dies nicht gerade das wertloseste und verlorenste Leben ist, wenn es vor den unbestochenen Prüfer kommt!?»

Bernardas erster Besuch in Zürich, 1843

So völlig jeglichen eigenen Wünschen zu entsagen und sich damit resignierend den Vorschriften des klösterlichen Lebens zu unterziehen, schien Bernarda doch nicht ganz zu entsprechen. Wenige Wochen nach der nicht gewagten Einholung der Erlaubnis zur Reise nach Zürich schrieb Bernarda entzückt an ihren Freund:

«Eine Gelegenheit bietet sich vielleicht doch, Dich bald in Zürich sehen zu können. Du musst mir aber über meine Frage schnelle Auskunft geben. Eine meiner lieben Mitschwestern ist im Falle, mehrere angesteckte Zähne herausreissen zu lassen und vielleicht an deren Statt andere einzusetzen. Wenn Letzteres auch nicht geschehen könnte, hat sie vor einem gewöhnlichen Pfuscher grosse Furcht und möchte wenn möglich der Schmerzen überhaben sein. Befindet sich gegenwärtig in Zürich ein solcher Künstler, dem eine so wichtige Operation anvertraut werden könnte? In St. Gallen soll ein solcher sein.»

Zum Besuch des Zahnarztes in St. Gallen lag offenbar das Einverständnis des Generalvikars vor. Bernarda fährt in ihrem Brief fort:

«Ich würde aber Zürich vorziehen, wenn die Erlaubnis dazu erteilt wird, was ich vor der Hand hoffe. Mit umgehender Post erwarte ich Antwort.»

Die Bewilligung zu dieser Reise nach Zürich wurde den beiden Schwestern vom Generalvikar in St. Gallen erteilt, und damit ergab sich die Gelegenheit, eine Woche Gastfreundschaft in Heinrichs Heim im «Untern Berg» am Hirschengraben zu geniessen. Dabei machte Bernarda auch die Bekanntschaft mit der Gattin von Heinrich Steinfels und anderen Angehörigen der Familie. Sie schrieb Heinrich Steinfels nach ihrem Besuch in Zürich:

«Nicht ohne tief gefühlten Schmerz habe ich von Dir Abschied genommen, wenn ich gleich ohne Unruhe Dich genossen habe. Die Engel des Himmels mögen sich vielleicht so oder auf ähnliche Weise lieben – dort fehlt nichts – und uns fehlt nur die Dauer. Es war aber höchste Zeit abubrechen für Dich, für mich und für andere, und wie bald schleicht nicht Überdross ins Wohlbehagen. Vor diesem Übel

sind wir (im Kloster) gefeit. Unsere Verhältnisse können uns zu keinem Übermass führen. Hätte uns die Vorsehung in unserer Jugend näher zusammen geführt, so wäre es ungewiss gewesen, wie viel Du an meinem und ich an Deinem Werte ergänzt hätte. Ich glaube, zu unserem Glück und unserer Zufriedenheit seien beide die rechte Bahn gegangen. Kleines wie Grosses wird von einem unsichtbaren Genius geleitet! Wohl dem, der diese Überzeugung festhalten kann.»

Übrigens schien der Besuch nicht ganz ohne Probleme verlaufen zu sein. Heinrich Steinfels muss dies in einem seiner Briefe angetönt haben, denn Bernarda stimmte ihm zu, «dass wir an Deiner Frau und an Frau Alberta zwei eifersüchtigere Aufseherinnen hatten als wir in unserer Einfalt vermeinten, davon bin ich nun auch überzeugt». In einem späteren Brief fügte Bernarda an: «Grüsse mir Deine Frau – ich fürchte aber mein Andenken werde ihr nicht besonders angenehm sein.»

Ein zweiter Besuch von Bernarda in Zürich fand erst acht Jahre später statt, 1851, nachdem sie die Bürde ihres Amtes als Priorin auf die jüngeren Schultern von Schwester Alberta Dreselli hatte legen können und nachdem im Jahr zuvor Heinrich Steinfels' Gattin gestorben war.

Fortgang des Briefwechsels

Schon kurze Zeit nach dem ersten Besuch in Zürich stellte Bernarda bereits wieder die beinahe in jedem Brief erwähnte Frage: «Wann werden wir uns wiedersehen?» Und weiter: «Bei dieser Frage und bei stillem Andenken an Dich möchte mich gerne ein eigenes Heimweh trüben. Das wird mir die Allwissenheit Gottes zu keiner Schuld anrechnen, unerrötet dürfte ich über meine Gefühle Rechenschaft geben, aber der Wunsch, dann und wann an Deiner Seite mein Leben zuzubringen, wäre der erste von denen, die ich nicht unterdrücken möchte, auch wenn ich weiss, dass der Mensch der glücklichste ist, der vollkommen zu entbehren weiss.»

Diese Äusserung zeigt zum wiederholten Mal, welchem Zwiespalt das Verhältnis der beiden unterworfen war.

Im November 1843 schrieb Bernarda ihrem «teuern, ewig unvergesslichen» Freund: «Wie soll ich Dein langes Schweigen und Ausbleiben deuten? Erduldest Du vielleicht Körperleiden und wirst Du dadurch in Deinem versprochenen und von mir sehnlichst erwarteten Besuche verhindert? Ruhig kann ich nicht mehr sein, bis ich von Dir Nachricht habe, mögen sie dann angenehm oder beunruhigend sein. Man trägt ein bekanntes Leiden leichter als ein Ahnender. Mit Sorgen ohne Not plage ich mich nicht gern. Du wirst mich auch nicht lange auf Nachrichten warten lassen, liegen ja sonst genug versagte Wünsche hinter und vor mir. Wenn ich bisher Dir weder schriftlich noch mündlich meine grosse Anteilnahme an Deinem Dasein und in Deinem Schicksal ausgedrückt habe, darfst Du dennoch daran glauben. Vor allem soll man in dieser Welt seine Wünsche und seine Gefühle meistern lernen. In dieser Beherrschung hat man das beste Besitztum. Mangelt dann der Gläubige sie nicht, dass dieses Weltall einem lieben Vater gehöre, der es auch weise regiere und sich freue, wenn seine Kinder das Gute darin verstehen und aufheben und wenn möglich noch enger verknüpfen, dann geben wir zu erkennen, dass wir des Vaters Winke und Fingerzeige verstehen. Ist unter anderem unser Wiederfinden nicht eine wunderbare Fügung, sollen wir sie nun aus Caprice oder aus anderen Rücksichten ganz unbeachtet lassen? Übrigens wollen wir nicht vergessen, was wir aus eigener Wahl ergriffen haben, mit Ehre zu behaupten. Neben meinen Berufsbeschäftigungen habe ich in der Erinnerung an Dich an diesen (beiliegenden) Blumen gemodelt und gekleistert. Nimm sie als Sinnbild unserer Freundschaft im engsten und erhabensten Sinn. Nimm sie auch als Zeichen meines Dankes und Deiner Grossmut. Sie ist übrigens die Blume der Liebe und der Verschwiegenheit. Lasse sie wegen ihrer Deutung Dir wert sein, so lange das Leben einen Wert hat. Wunderbar lebt Halbvergessenes in uns wieder auf. Dieses zauberhafte Wiederaufleben ist ein zusätzlicher Beweis, dass im Menschen etwas Unsterbliches lebt.»

In einem sechs Wochen später datierten Brief schrieb Bernarda: «Lange liess ich Dich auf Dein teures Schreiben ohne Antwort. Frage mich nicht warum, ich könnte es Dir nicht sagen, denn nichts Leichtes ist es für mich, sichtbare Zeichen, die dem Inneren meines Gefühles nur einigermassen entsprechen, auf das Papier zu bringen. Du hast

aber auch keine Anklänge nötig und noch weniger Variationen oder Phantasiebilder, in allen findest Du in Deinem reichen Gemüt Überfluss. Und ich finde mich darin eingestimmt und zur stillen Bewahrung aufgehoben in meinem Inneren.»

Damit räumte Bernarda ein, den «Fantasien» von Heinrich Steinfels, die sie ihm bisher stets hatte ausreden wollen, gar nicht so ablehnend gegenüber eingestellt zu sein. Sie fuhr dann fort:

«Der kurze und unvergessliche Aufenthalt in Zürich ist wie jetzt noch ein Festtag in der Erinnerung, dem kein anderer gleich kommt. Er erweckt wehmütige, sehnsüchtige Wünsche der Wiedernerneuerung, auch wenn ich weiss, dass es ein vergebliches Sehnen bleibt. Ich muss der Vorsehung danken, für das, was sie mir im letzten Sommer zuteil werden liess. Das war ja eine Vergünstigung, die über gemeinsames Lebensglück ging, und auch das Glück verging, und nichts bleibt als ein wehmütiges Erinnern. Dieses Erinnern ist aber unsterblich. Ein wunderbarer Zucker beseelt mir alte Vergangenheit, und alle Poesie des Gemütes scheint sich jetzt noch in ihr zu konzentrieren. Ein paar Liebende mit grauen Haaren ist für diese Alltagswelt gewiss eine seltene Erscheinung! Worin findet aber die seltene Fortdauer ihre Stärke und Haltbarkeit? Gewiss nur in der Tugend und der Kraft, tausend und tausend Wünsche sich zu versagen und soviel mögen seit dreissig Jahren wohl an der Zahl sein!»

Der Gesundheitszustand von Heinrich Steinfels schien sich gemäss den in den Briefen immer wieder geäusserten Bedenken Bernardas nicht zum Guten gewendet zu haben. Dies bezeugen allerdings keine direkten Berichte. In ihrem Brief von Ende März 1844 schrieb sie vom Besuch eines Herrn Hausheers im Kloster: «Es war meine erste und angelegenste Frage an ihn nach dem Befinden meines teuren Freundes. Die Antwort war befriedigend. Mein Dankgefühl stieg im Stillen auf zum Himmel. Dein Gesundheitszustand gehört zu meinen ewigen, irdischen Wünschen. Sehnsucht nach Dir, oder doch mindestens nach einem vertrauten Worte regten sich manchmal kräftig in mir. Mein Herz jedoch lehnt sich nicht auf, es weiss, dass es zufrieden sein muss und zufrieden sein darf. Und an Deinem Verhängnis kann ich mit all meiner Willensmacht nichts ändern, nichts als Dich erinnern, dass auch ein Wesen mit Dir sich freuen und mit Dir trau-

ern kann. Über mein Los bin ich ganz ruhig und fest entschlossen, komme was da wolle. Nicht zu grübeln sondern zu tragen und mich zu begnügen, solange ich noch einen Freund und eine Freundin besitze, an denen ich gewiss so innig wohlwollend wie an meiner eigenen Seele hange.»

Für Sommer 1844 war ein Besuch in Wil geplant, der aber wiederum mehrfach verschoben werden musste, um endlich im Oktober stattzufinden. Heinrich Steinfels bedankte sich wärmstens für die freundschaftliche und liebevolle Aufnahme, «die mir von allen Angehörigen des Konventes zuteil wurde und meinem Gemüt wohlgetan hat.»

Auf der Rückreise von diesem Besuch stürzte seine Postkutsche bei Tagelswangen über ein Strassenbord hinunter, wobei Heinrich mit einigen Quetschungen davonkam, während seine Mitreisenden zum Teil schwerere Kopfwunden erlitten. Auch wenn es heute ein Katzensprung ist, von Zürich nach Wil zu reisen, damals bedurfte es einer längeren Planung, und die Reise konnte nicht heimlich durchgeführt werden, sie bedingte eine mehrtägige Abwesenheit von zuhause.

War das seltene Zusammentreffen ein Grund dafür, dass Bernarda nun versuchte, einige ihrer Klosterfrauen und auch den Beichtvater in das Freundschaftsverhältnis mit Heinrich Steinfels einzubinden? Um diesem einen Grund für häufigere Besuche und damit verbundene Abwesenheiten von Zuhause zu liefern? Heinrich Steinfels schien trotz seines reformierten Glaubens über eine gewisse Autorität in der klösterlichen Gemeinschaft verfügt zu haben. So bat ihn Bernarda, den «beliebten Beichtiger» Ambros Bumbacher davon abzubringen, sich altershalber ins Kloster Einsiedeln zurückzuziehen, nachdem sie ihn selbst zum Verbleib in Wil nicht hatte überreden können. Aber auch diese Einbindung vermochte die Häufigkeit der Besuche von Heinrich Steinfels in Wil nicht im gewünschten Masse zu vermehren. Bernarda war recht einfallsreich mit Argumenten, wie sie ihn zu einem Besuch veranlassen könnte. So war ihr zufällig zu Ohren gekommen, dass er «Liebhaber von Vögeln ist und sogar Nachtigallen in Besitz hält.» Sie bat ihn deshalb, «dem Klösterlein einen solchen Singvogel temporär auszuleihen, da bisher noch kaum

eine der Schwestern eine Nachtigall singen gehört hat.» Es verstand sich von selbst, dass Heinrich Steinfels diese Nachtigall persönlich vorbeibringen musste. In einem anderen Brief bat sie ihn, ihr zwei Zentner gute Seife zu schicken. «Den Betrag sollst Du aber selbst in Wil abholen. Diese Bedingung darf ich doch machen?!»

In einem Brief von Ende Juli 1846 hielt Bernarda bedauernd fest: «Wenn wir uns selten sehen und fast eben so selten schreiben, so wissen wir, warum beides geschieht. Indessen möchte ich Dir oft schreiben Dich aber noch lieber oft sehen. Das Sehen und das sich Nahesein ist für mich die rechte Poesie des Herzens. Dein letztes Dagewesen- sein liess mir liebliche aber auch wehmütige Erinnerungen zurück. Und wie sehr ich Deinen Besuch erneuert wünsche, will ich Dir nicht durch kalte Worte auf das Papier zeichnen in der Überzeugung, dass dies überflüssig ist. Und Worte bezeichnen das nicht, was man sich schweigend sagt. Kannst oder willst Du diesen Herbst nicht nach Wil an das liebende Herz Deiner Freundin kommen? Dieses Wollen hängt nur von Dir ab. Wäre ich so frei, wahrlich wir sähen uns öfter. Mein Dasein ist aber von allen Seiten beschränkt. Ich muss, damit die Kirche im Dorfe bleibt, auf zu vieles Rücksicht nehmen. Ach, auch innert vier (Kloster)-Mauern ist man der Plagen der Welt und des Lebens nicht enthoben und von vielen ist man selbst Ursache, die Selbstsucht verbirgt es aber gar oft mit einem Schleier, und Dunkel umhüllt mich oft um und um. Gewiss, mein Freund, ich habe eine schwere Lebensaufgabe. Ich sollte andern dienen, für sie leben und handeln und dabei mich selbst nicht vernachlässigen, meine eigene bessere Angelegenheit in Sicherheit bringen und vervollkommen. Aber, ach Gott, wie oft ermüde ich auf der Bahn und gleite aus bewusster- und unbewussterweise. Du willst es mir nicht glauben, dennoch ist es wahr, dass ich froh bin, dass meine Lebenstage sich kürzen. Ich habe daran nichts zu bedauern und zu bereuen, bloss: die schlechte Anwendung. In der Zukunft sehe ich nichts Besseres. Ich will Dir aber mit diesen kurzen Andeutungen nicht klagen, sondern bloss mit groben Zügen ein kleines Bild von meinem Leben und Dasein entwerfen.»

Wie den Briefen von Bernarda zu entnehmen ist, nahm die Häufigkeit, in der man sich schrieb, ab. Dies bedauerte Bernarda. Heinrich

Steinfels entschuldigte sich mit seinen vielen geschäftlichen Verpflichtungen. Tatsächlich übte er als beinahe 60-Jähriger immer noch den Metzgerberuf aus, zudem musste er sich vermehrt um das Seifengeschäft seines Sohnes Friedrich kümmern, als dieser im Oktober 1847 für ein halbes Jahr nach Ungarn und Serbien reiste, um nach neuen Rohstoffquellen Ausschau zu halten. Damit verbunden waren familiäre Probleme. Die zahlreichen Briefe aus dem Balkan zeigen, dass es grosse Differenzen zwischen Friedrich Steinfels und dessen Schwager Jakob Kindlimann gab. Dieser hätte während der Abwesenheit von Friedrich Steinfels die Firma führen sollen, schien dazu aber nicht in der Lage. Ausserdem gab es Probleme in Jakob Kindlimanns Ehe mit Heinrichs Tochter Wilhelmina. Friedrich Steinfels wollte seit Längerem schon eine berufliche Trennung von seinem Schwager herbeiführen, was sein Vater Heinrich aber nicht zulies, weil nach aussen das Bild einer intakten Familie zu wahren war. Zudem glaubte er, dass Friedrich zu hart über seinen Schwager urteile und versuchte immer wieder, zu vermitteln.

All dies belastete Heinrich Steinfels sehr und wirkte sich auf seine Gesundheit aus. Vielleicht galt es auch, auf die Gattin Rücksicht zu nehmen, der das vertraute Verhältnis zwischen ihrem Mann und der Priorin vielleicht nicht nur gefallen hat.

Dies alles könnten Gründe gewesen sein, weshalb die Briefe seltener wurden. Man schrieb sich noch drei- oder viermal, manchmal auch nur zweimal im Jahr.

Bernarda bedauerte dies in ihrem Brief von Ende November 1846 einmal mehr sehr deutlich: «Entschuldige mich, wenn ich etwas ungestüm Dich wieder überfalle und dann stumm vor Dir stehe und mich schäme, Dir zu gestehen: ich sei wieder ein wenig unruhig über Dein langes, zu langes Stillschweigen. Ich weiss es wohl, für den Enthusiasmus gibt es nur eine Zeit. Das Herz kann beim Stillschweigen treu und ergeben bleiben. Du wirst so denken und Deine Freundschaft nicht entgegen heben – so glaube ich – mein Herz verführt mich, aber das Herz, das Ungestüme, möchte doch wieder einmal ein sichtbares Zeichen, dass Du noch lebst und mich nicht vergessen habest und warum Du mich vergessen wollest. Du darfst es mir sagen ohne Rückhalt. Ich habe gelernt, Bitteres zu ertragen, habe gelernt,

genügsam zu sein, mich zu schicken in das, was nicht anders gemacht werden kann. Nur, was ohne etwas aus den Angeln zu heben wohl zu machen wäre und doch nicht geschieht, das bringt denn doch dann und wann meinen Verstand aus dem Gleichgewicht. Sage mir offen, warum Du mir nicht mehr schreibst, warum Du im Herbst uns nicht besuchtest? Du hast in den langen Winternächten doch einige Freiheit und Musse, einige Minuten mit der Feder in der Hand an Deine Freundin zu denken. Du darfst mir ohne Scheu sagen: Ich soll zufrieden sein und nicht vergessen, dass ich schon mit dem 56ten (Geburts- tag) ringe. Das und noch mehr kann ich mir selbst sagen. Eine Lektion von Dir, mag sie heissen wie sie will, ist wohltätiger für das Herz oder für den Verstand oder für beide zugleich. Leb wohl, Dich grüsst herzlich auch die gute aber kränkliche Franziska (Köberle). Ach, wenn ich diese verliere, dann steht gewissermassen allein auf der Welt Deine nie Dich vergessende und immer dankbare Freundin Bernarda».

Franziska Köberle war Klosterfrau in Wil und beste Freundin von Bernarda. Das bemerkenswerte Eingeständnis zeigt, dass neben Franziska wohl Heinrich Steinfels die wichtigste Person im Leben von Bernarda gewesen sein muss.

Anfang 1847 suchte Heinrich Steinfels die Zweifel von Bernarda an seiner Zuneigung zu zerstreuen: «Du setzest Zweifel in meine wahre Liebe und fragst mich sogar, was mich von Dir wegstosse. Es kann Dir nicht ernst damit sein! Hast Du meine Treue vergessen und dass Du mich lehrtest meine Fantasie mehr der Wirklichkeit anzupassen? Wenn ich daher meiner Fantasie keine Worte leihe, aus Furcht belächelt zu werden, so tut meine Freundin mir weh, wenn sie solche Schlüsse daraus folgert.»

Wenn Heinrich Steinfels seine «Fantasien» auch nicht zu Papier brachte, so bewegten sie nach wie vor sein Gemüt und verschafften ihm, wie er Bernarda schrieb, «manche frohe und glückliche Stund!»

Bernarda antwortete: «Ein wahres Heimweh drängt mich, Dir zu schreiben und es Dir geradehin zu sagen. Eine Zeitlang liegst Du mir öfter als gewöhnlich im Sinne, dann bete ich für Dich, für Dein Wohl, für Deine Gesundheit, für Gelassenheit, Ergebung und Mut. Niemand geht von der Jugend ins Alter hinüber, als durch den Weg der Dornen und allerlei Ungemach. Wohl dem, der es glaubt und gedul-

dig darin sich schickt. An einer teilnehmenden Freundin, wenn Du sie teilnehmen lässt, fehlt es Dir nicht, freilich ist die Hilfe klein, aber doch der gute Wille, alles Widrige Dir tragen zu helfen, ist gross. Ach wären wir einander doch näher, um wie viel leichter trüge sich manches Widerwärtiges. Dieser Wunsch gehört aber hienieden zu den Unausführbaren, und es ist gut so. Wenn wir erhielten, um was wir oft töricht flehen, wie würde das Auge weinen und das Herz erzittern. Seine Wünsche in die kleinste Zahl zu bringen, das ist des Lebens wahre Philosophie. Solche Überzeugungen erringt man endlich, wenn man ernstlich darnach strebt. Damit wird aber das Gefühl nicht ausgelöscht und das Herz erkaltet nicht, so lange es ein beseelendes Wesen bewahrt. Einer von meinen innigsten Wünschen besteht darin, Dich recht bald wieder zu sehen. Das Leben scheint ja bei Dir so schnell vorüber eilen zu wollen. Darum musst Du nichts verschieben und versäumen, was Dir etwa eine Erholung sein mag. Ich im Kloster lebe nicht so schnell und ich würde den Ausgang auch nicht bedauern.» – «Eine meiner Mitschwestern ist diesen Winter heimgegangen, erst 46 Jahre alt, eine Base aus dem Kanton Luzern. Ihre Krankheit war so schnell und heftig, dass sie schon am 5. Tag den Schmerzen unterlag. Mit der Gesundheit der armen Frau Franzisca steht es eben nicht besser. Sie kann sich aber so gut darin schicken, als ein Heiliger in die ewigen Freuden. Das Leben ohne Leiden scheint ohne Wert, ein leeres Dasein. So weit kann ich mich nicht erschwingen. Immer habe ich nur zuviel, was mir nicht gefällt. Ich muss mich aber auch um Manches kümmern und abmühen, was mir zuwider ist. An meinem jetzigen Standpunkte kann es aber nicht anders sein. Dies Jahr geht meine Amtsdauer (als Priorin) zu Ende und ich bin herzlich froh, wenn man mich derselben entlässt. Eine Zeitlang möchte ich auch noch mir selber leben und dann mich auf dem Kirchhöflein niederlegen, das ich mit Fleiss habe ordentlich einrichten lassen. Dahin werde ich Dich führen und da Dir ein freiwilliges oder gezwungenes Lächeln erschauen. Über das Ende oder die Dauer des Lebens hängt aber noch ein dichter Schleier und ich will ihn nicht lüften. Wenn ich mich jetzt gleich vor dem Engel des Todes schon nicht zu fürchten glaube, liegt doch in der physischen Auflösung etwas Unheimliches. Du wirst über dergleichen Gedanken den

Kopf schütteln und sie zu einem Besuche nicht einladend finden. Lass Dich aber deshalb nicht abschrecken. Für Freund und Freundschaft ist Deine Freundin nicht erstorben. Komm und mache die Probe!»

Im Juni 1847 muss endlich wieder einmal ein Besuch, ein überraschender, in Wil stattgefunden haben, und Heinrich Steinfels bedankte sich herzlich für die liebenswürdige Aufnahme:

«Die Rückerinnerung an das an mir von allen Frauen Eures ganzen Konvents ohne Ausnahme erzeugte Wohlwollen bleibt mir in froher und dankbarer Erinnerung und ich schätze es umso höher, als die Zeit des Besuches übel gewählt war. Wenn ich schon aus früherer Anschauung bessere Begriffe von Eurem Wirkungskreis als 1000 Andere erhielt, so erfüllte mich die Berufstreue, womit Ihr Eure geistlichen und weltlichen Obliegenheiten erfüllt mit wahrer Hochachtung. Ich war erfreut, Deinen Umgang mehr zu geniessen, denke aber nicht, dass ich deshalb ungehalten wurde, sondern ich glaube, dass es mir einen hohen Genuss gewährte, den Gegenstand meiner Hochachtung und Liebe in treuer Erfüllung in Berufspflichten walten zu sehen. Wäre Wil näher, so käme ich oft für ein paar Stunden zu Dir, um solchen Genuss zu feiern.»

Bernarda liess darauf ihren Freund wissen: «Wie ein Traum erscheint mir noch heute Deine Anwesenheit. Aber auch eine geeignetere Zeit wäre wie diese vorüber gegangen. Das Teuerste lässt sich am Wenigsten festhalten. Aber Dein Aufenthalt war doch gar zu kurz und die Überraschung ging eigentlich bis nach Deiner Abreise nie zu Ende, und darum habe ich auch gar nicht mein Herz in das Deinige ergiessen können. Dein Anblick bei meiner Ankunft machte einen solchen Eindruck auf mein Gemüt, der mir eine Ahnung gibt, welche seltenen Erscheinungen in der Natur, in der Verbindung mit der Geisterwelt möglich sind. So was lässt sich von einem gewöhnlichen Menschen nur fühlen, nie aber in Worte bringen. Solche teuren Erscheinungen haben freilich grossen Wert für das Herz und den Geist, behaupten aber bisweilen ein krampfhaftes Übergewicht. Dass Du mit der ganzen Umgebung in meinem kleinen Kreise so zufrieden und vergnügt warst, freut mich sehr. Du gibst damit zu erkennen, mit wie Wenigem Du zufrieden sein kannst. Wohl denen, die zur rechten Zeit diese Kunst lernen und die Überzeugung mehr an andere als an sich selbst zu gewinnen

suchen, dass im Leben fast überall Leiden und Widerwärtigkeiten auf Leiden und Widerwärtigkeiten folgen wie Wellen auf Wellen.»

Eine Zeit der konfessionell-weltanschaulichen Konflikte (Sonderbundskrieg 1847)

1847 war in der Schweiz ein Jahr des politischen Umbruchs und der religiösen Konflikte, die so manche Beziehungen trübten. Die konfessionellen und weltanschaulichen Differenzen zwischen der katholischen und konservativen Innerschweiz und den reformierten und liberalen Kantonen spitzten sich gegen Ende 1847 soweit zu, dass es zum Bürgerkrieg kam. Aber all dies tangierte die Freundschaft des reformierten Stadtzürchers mit der katholischen Klosterfrau nicht. Nur in zwei Briefen sprach Bernarda überhaupt von diesem Problem. Sie fragte ihren Freund im April 1845, unmittelbar nach dem zweiten militärischen Auszug reformierter Freischärler gegen das katholische Luzern:

«Was sagt und erwartet man auch von den traurigen Ereignissen im Vaterlande? Ich sehe vor allem nur eine Aussenseite und ich merke bloss soviel, dass der politische Schleier zu dicht und zu undurchdringlich vor meinen Augen gezogen ist, als dass ich mir etwas Deutliches daraus entwirren könnte. Kostet es nicht zu viel Mühe, so teile mir in Kurzem Deine Ansichten mit. Welche Massregeln ergreift auch die Tagsatzung? Werden sich die Wirren legen oder haben wir wohl noch Schlimmes zu erwarten? Bis auf die letzte Zeit war ich ganz ruhig, so kriegerisch es auch aussah. Wer handeln will, poltert und trompetet nicht voraus, und darin war ich ohne Furcht, nun aber bin ich nicht mehr frei und fürchte vielleicht zu viel.»

Wie Heinrich Steinfels über die Freischarenzüge von 1844/45 urteilte, ist nicht bekannt. Wohl aber ist anzunehmen, dass er 1847 vom Sonderbundskrieg ähnlich dachte wie sein Sohn Friedrich, der in Belgrad erst mit Verspätung vom Ausgang des Sonderbundskrieges erfuhr und danach seinem Vater schrieb:

«Nachdem ich habe lesen müssen, wie die Sonderbundsstände bei der Tagsatzung im Oktober alle Friedensvorschläge trotzig von der

Hand gewiesen haben, nachdem ich mich jetzt überzeugen muss, in welcher Beziehung die Führer der sieben Kantone zu gewissen auswärtigen Cabineten gestanden sind, welches Los sie der Schweiz zudedacht hatten, so glaube ich auch zuversichtlich, dass diejenigen Recht hatten, welche behaupteten, der Kampf gegen den Sonderbund sei eine dringende Notwendigkeit, ein neuer Bund sei ein dringendes Erfordernis, wenn die Schweiz einmal Ruhe und Ordnung haben, wenn sie nicht am Ende noch verkauft werden soll. Es scheint, dass dies jetzt mehr und weniger selbst in den Sonderbunds-Kantonen, selbst unter unseren Konservativen eingesehen werde. Ich kann die meisten bisherigen Schritte unserer Tagsatzung nur loben, wenn ich auch den Herrn Ochsenbein lieber im Hintergrund gesehen hätte. Ich bin stolz auf unsere Armee, freue mich über deren Erfolge und verspreche mir von dem guten Geiste unserer Truppen viel für alle zukünftigen Fälle. Ich halte den jetzt glücklich beendigten Krieg für ehrenvoll und bedaure nur, (als Major) daran nicht teilgenommen zu haben.»

Vom Ernst der Zeit und ihrer grossen Verbundenheit zu Heinrich Steinfels zeugt ein Absatz im Brief Bernardas vom März 1848. Offenbar wusste sie nicht, ob nach der Niederlage der katholischen Orte im Sonderbundskrieg vom November 1847 eine Aufhebung der Klöster drohte, so wie das sechs Jahre zuvor im Kanton Aargau geschehen. Sie schrieb:

«Sollte die grosse Welterschütterung auch uns (gemeint ist das Kloster, Anm. des Verf.) auseinandertreiben, dann sollst Du sehen, dass Du mich und meine Freundin nicht zweimal umsonst einladen musst. Vor diesem Unglück wolle uns der liebe Gott bewahren. Die Meisten aus uns würden einander nicht verlassen. Nur etwa hie und da eine Freiheit dürfte man sich mehr erlauben. Freundin Francisca (Köberle) könnte sich sogar entschliessen auf einige Zeit Deine Hausvorständin zu sein und am liebsten, wenn sie nur von Dir beaufsichtigt würde. Eine Zeitlang könntet Ihr Euch sehen ohne Langweilen, und dann wäre ja das dritte Stück zur Vollendung des Kleeblattes auch noch da» – womit Bernarda natürlich sich selbst meinte!

«Resignation» als Kraft zur Versöhnung mit dem Schicksal

Die Bernarda am nächsten stehende Klosterfrau, Franzisca Köberle, die übrigens ebenfalls seit Längerem mit Heinrich Steinfels korrespondierte, starb am 18. März 1849. Am 30. Juni schrieb Bernarda betrübt:

«Ach, wie viel Schweres liegt auf meinem Herzen seit meinem letzten Schreiben an Dich! Die Zeit lindert zwar jeden Schmerz, aber alle Wunden heilt sie nicht. Doch sehe ich bisweilen jetzt schon, weniger schmerzhaft wie in einen verworrenen Traum und Nebel zurück. Dieser Zustand ist eben nichts weniger als angenehm, und das Erwachen zum klaren Bewusstsein ist nur desto schmerzlicher. Nur wer einen solchen Verlust erfahren hat, vermag ihn ganz nachzuempfinden. Was nützt aber im Grunde die Teilnahme, nur die Selbstsucht kann sie verlangen. Das Heimweh nach einer geliebten, edlen Seele ist eine wahre Krankheit, die alle Kräfte lähmt, wenn man nicht Kraft genug hat, sich über das Unvermeidliche zu erheben. Nur in der echten Resignation findet man diese Kraft, im echten Vertrauen auf die allwaltende Leitung eines gütigen Wesens.»

Wie schon oft deutete Bernarda damit an, dass es auch ihr schwer fiel, Schicksalsschläge zu verkraften, dass sie solche aber zu akzeptieren suchte, um Trost in der Versöhnung mit der Vorsehung zu finden, der im positiven Sinne verstandenen «Resignation». Bernarda schrieb weiter:

«So will ich nun nicht jammern, mit heiterem, sehnsüchtigem Herzen warte ich Deiner. Oh, könnte ich Dich ermuntern, Du Kranker an Leib und Seele! Du musst es machen wie ich. So lange man lebt, muss man sich nie ganz aufgeben. Du lebst noch und ich lebe noch, wir können einander trotz des Schicksals noch soviel sein, als wir wollen. Aber eben zwei Jahre sind's, seit wir uns sahen und zwischen dort und jetzt liegt Wichtiges und auch Langweiliges. Dem ersteren müssten wir uns fügen, dem zweiten hätten wir gar mal ausweichen können. So geht's. Man muss gewöhnlich seine Torheiten bereuen oder büßen.»

Heinrich Steinfels wird Pate einer jungen Klosterfrau

Die junge Novizin Theresia Pfalzer absolvierte in den Monaten nach Francisca Köberles Tod die Prüfungszeit für die Eignung zum Eintritt ins Kloster. Die definitive Aufnahme in die klösterliche Gemeinschaft in Wil folgte am 20. August 1849. Im Andenken an die beliebte Verstorbene wurde ihr an ihrer Profess der Name Francisca verliehen. Und zum Paten für sie hatte Priorin Bernarda Heinrich Steinfels gewonnen – gewiss eine aussergewöhnliche Ehre für den Nicht-Klerikalen und Protestanten! Üblicherweise wurde die Patenstelle von Mönchen ausgeübt.

Aus der Patenschaft von Heinrich Steinfels ergab sich ein vertrautes Vater-Tochter-Verhältnis. Von diesem zeugt eine grössere Zahl von erhaltenen Briefen, in denen Heinrich Steinfels von Francisca mit «Hochgeehrter Herr, Geistlicher Vater» angesprochen wurde. Kurz vor Jahresende 1849 zum Beispiel schrieb sie:

«Kaum wage ich es, Sie schriftlich zu belästigen. Doch mein reges Dankgefühl spricht zu laut, als dass ich dasselbe nicht hören sollte. Der bevorstehende Jahreswechsel ist mir zugleich eine erwünschte Gelegenheit, Ihnen meine kindlichen Glückwünsche zu demselben darzubringen. Gott, der Allgütige, wolle die Spanne des Lebens weit ausziehen, Sie, Ihre Lebenstage ungetrübt in stetem Wohlsein durchwalten lassen, Sie noch eine grosse Zahl von Jahren Ihrer geehrten Familie, unserem Kloster als Freund und mir als Vater erhalten. Um Erfüllung dieser Wünsche zu bitten der Macht hat sie zu erfüllen, werde ich auch im neuen Jahr als meine tägliche Pflicht ansehen.»

Hoffnungsschimmer trotz «Resignation»

1849 waren sieben Jahre vergangen seit dem ersten Treffen im Sommer 1842. Heinrich Steinfels war nun 62 Jahre alt., Bernarda war 58-jährig. Zum Jahreswechsel 1849/50 schrieb ihm Bernarda:

«Wenn ich Dich halb zu vergessen scheine, so scheinst Du mich ganz zu vergessen? Doch es scheint nur so, und dies ist mein Trost

und meine Beruhigung. Wir werden uns etwa bald wiedersehen, was meinst (Du)? Zieht Dich weder Deine alte Freundin, noch Dein junges Töchterchen, mit Stricken der Freundschaft und der Liebe?! Wir müssen hienieden die Zeit besser zu benutzen suchen, zu geschwind könnten wir uns sonst das letzte Mal gesehen haben. Seit Deinem Hiersein war ich am Rande des Grabes. Ich litt an der Gesichtsröthe und Hirnentzündung. Eine hatte die andere hervorgerufen. Nach drei Tagen war die Gefahr vorüber. Während der Krankheit habe ich die traurige Erfahrung gemacht, dass ich für das Reich Gottes noch nicht taue. Meine Mitschwester beteten und jammerten um meine Wiedergenesung, und ich muss sagen, dass ich mehr Liebe und Anhänglichkeit gesehen habe, als ich hätte glauben können. Ich schicke mich immer wieder in das Alltagsleben, so gut und schlecht wie es Zeit und Umstände mitbringen. Wäre es aber von mir abgehangen, doch Du magst das nicht hören und glaubst es nicht einmal ganz, mich aber hat der letzte Sarg in unserer Mitte nicht erschreckt – mal beweint, denn mir ist das Beste, was ich hienieden hatte, heimgegangen und ich möchte auch hin, wo sie hingegangen ist. Indessen wird dieser Heimgang schon noch kommen, und ich will nicht daran rütteln, ich schicke mich schon in das Unvermeidliche, wie es einer Nonne, die auf eigene Wünsche resigniert hat, gegönnt ist. Übrigens ist seit August in unserem kleinen Kreise nichts vorgefallen. Alles bewegt sich so den alten gewohnten Weg vorwärts, und man muss noch froh sein, wenn es nur so bleibt. Meine Wünsche gehen wenigstens nicht weiter. Von heute auf morgen, so spinnt sich der Lebensfaden am leichtesten ab. So können nur Klosterfrauen reden und wünschen. In diesem Vorteil haben sie voraus, und sie haben ja Zeit, an dasjenige früh zu denken, was unvermeidlich folgt. Der Mensch hat Grundgefühle und Bedürfnisse, die nach Entfaltung des Edleren streben. Mit diesem Wenigen soll nur angeregt sein, soviel als es Deine Herzensseiten berührt. Wie Du lebst, wirst Du mir sagen. Du sagst es ja einer teilnehmenden Freundin. Dieses Sagen ist ja kein Klagen sondern nur ein Mittheilen von Herzen zu Herzen. Du wirst auch Deine Gründe haben, warum Du gar nie schreibst, wenn nur kein Körperleiden daran schuld ist. Gegen Geistesleiden kannst Du stehen und sollst es auch. Von der Zukunft wollen wir nicht zu viel erwarten,

sie liegt verhüllt vor uns und gewiss nicht umsonst. Beten will ich zum lieben Gott, dass er Dich gesund erhalte und Dir die nötige Kraft verleihe, alles Widerwärtige mit Mut und Resignation zu ertragen. Schlechte wie gute Tage gehen vorbei, aus jedem können wir Gutes ziehen, und in dem Verlauf von so vielen Tagen eine schöne Reife an Erfahrungen, für welche alle der Vorsehung wir zu danken haben. Du wirst sagen, ich soll mir selbst auch predigen. Das tue ich auch und habe es schon oft getan. Bisweilen verlangt das Herz doch auch seinen Tribut.»

Der letzte Besuch im Kloster

Im September 1850 muss der letzte Besuch von Heinrich Steinfels im Kloster in Wil stattgefunden haben. Zunehmende Kränklichkeit und Altersbeschwerden erlaubten ihm danach nicht mehr, die beschwerliche Reise zu unternehmen. Die Kontakte beschränkten sich auf den – nicht häufigen – brieflichen Gedankenaustausch, auch wenn Heinrich Steinfels nach dem Tod seiner Gattin am 16. Juni 1851 mehr Freiheit für einen Besuch in Wil gewonnen hätte.

Bernarda nahm nur indirekt Bezug auf den Tod von Heinrich Steinfels' Frau, indem sie schrieb: «Du musst jetzt doch bei allem Gewühle Dich ein wenig einsam fühlen und diese Lücke möchte ich ein bisschen ausfüllen, nur musst Du am anderen Tage nicht schon wieder vom Heimreisen reden. Ein solches kurzes Wiedersehen presst mir das Herz.»

Bernarda verhehlte ihre Enttäuschung nicht, dass Heinrich Steinfels weitere Besuche in Wil zwar ins Auge fasste, aber nicht ausführte. Ebenso beklagte sie, dass die Briefe aus Zürich selten waren: «Nicht wahr», so schrieb sie gegen Ende des Jahres 1850, «wenn uns das gegenseitige Schreiben verboten wäre, wir würden darüber sehr unzufrieden sein, so aber, da wir tun können, was wir wollen, entbehren wir willig. Wohl schmerzt etwa im Stillen die scheinbare (oder wahre?) Gleichgültigkeit des andern – klagen aber darf man nicht, weil das Gewissen von eigener Schuld einem nicht frei spricht.» Und immer eindringlicher bat sie: «Komm oder schreibe bald Deiner Dich

liebenden Freundin Bernarda», oder gestand: «Ich sehne mich sehr und das eben seit Monaten. In dem Besuch ist Lust aber auch Schmerz. Du verstehst mich.» Sie tröstete sich selbst («Ich glaube zu fest an die Fortdauer Deiner Freundschaft als ich Bedenken trüge»), hatte aber auch Angst: «Mich beunruhigt es, gar keine Nachrichten von Dir zu haben. Ich bitte, gib mir eine, wenn auch kurze Antwort. Das (mir) Liebere (ein Besuch) kann sich leicht willkürlich oder unwillkürlich vertagen. Das weiss ich, darum bin ich mit Wenigem zufrieden, wenn es nur heisst: ich komme, oder doch: ich lebe und denke Deiner!»

«Gestern», schrieb Bernarda anfangs 1852 «überraschte mich Deines teuern Briefes Botschaft sehr angenehm, nachdem ich so lange vergebens auf Nachrichten von Deinem Leben und Befinden gewartet habe. Erfahrung und vielleicht auch ein wenig Aberglauben liessen mich für die Jahre fürchten, die Du nun, gottlob, vorüber hast.»

Spielte Bernarda auf die ehelichen Schwierigkeiten von Heinrich Steinfels an, die durch den Tod seiner Frau ein Ende gefunden hatten? Oder meinte sie die sich abzeichnende geschäftliche Trennung seines Sohnes Friedrich von dessen Schwager Kindlimann? Oder hatte sich die Gesundheit von Heinrich Steinfels wieder gebessert? Bernarda fuhr fort:

«Denn ich will es Dir offen gestehen, wollte mich dann und wann eine Furcht beschleichen, die mir (so leise als möglich) sagte: Die Zeit löst alle Verbindungen und macht die wärmsten Herzen kälter. Soll ich vermutlich allein eine Ausnahme zu machen hoffen? Diese Furcht fiel mir freilich beschwerlich und in besseren Stunden war sie gar nicht vorhanden und kam sie wieder, so tröstete ich mich wie über andere Lebensbitterkeiten, denen man doch nicht recht ausweichen kann, so bald man der ungeistigen Fantasie Spielraum lässt. Aber Fantasie ist doch nicht alles, begraben ist schon seit drei Jahren, was mich verstand und was mir wie ein Engel zur Seite war (Francisca Köberle). Das Heimweh nach diesem mir unersetzlichen Wesen hat sich noch nie verloren. Und überhaupt finde ich, es lebe im Ganzen ein neues, ein anderes denkendes Geschlecht und dringe mehr oder minder mit Macht herein! Nur zur Not lässt sich damit auch leben, wenn man aber seine teuersten Jugendgenossen jenseits weiss. Wie viel wert kann das Leben hienieden im Grunde noch haben!? Männer mögen

hierüber anders denken und mit dem Leben unter gewissen Verhältnissen ausgesöhnter sein. Du wirst lächeln und denken, mein Tod müsse eben noch ferne sein, da meine Liebe zum Leben so klein sei. Du magst recht haben und wirklich, ich fühle meine physische Kraft noch nicht gebrochen, wenn nur das Gehör an dem ich nun wirklich leide, besser wäre und die Augen nicht, jedesmal so oft ich lesen will, aus dem Sacke heraus nehmen müsste. Ich will aber nicht klagen, bedenkend, dass schon sechs X auf meinen fünf und einem halben Furchen gemacht haben. Und wie lange ist es schon und wie weit zurück zu denken an die Zeit des Reitens und des Tanzens, und wie wenig kümmerte ich mich damals um Geistes und Herzensruhe. Und das Altwerden hielt ich damals vollends für unmöglich. Und jetzt?! Welche schöne und wehmütige Erinnerungen! Wir wollen sie doch noch einmal und vielleicht nicht zum letzten Mal durchleben und zwar in diesem zweiundfünfziger Jahr. Für Enge und Krämpfe (unter denen Heinrich offenbar zu leiden hat, Anm. des Verf.) soll Dir nicht bange sein. Die Hilfe soll Dir so wenig als zu Hause fehlen. Sieh! Ich bin noch beim Saanetopf, gleichgültig gegen alles? Oh nein, mich interessiert noch mehr als was für meine Lebenslage klug ist, die ich gewünscht habe. Doch so oft ich mich recht besinne, freue ich mich von Herzen, dass meine Sachen nach 21-jähriger Amtsdauer (als Priorin) so ohne mir Verdruss zuzuziehen auf Nichts gestellt worden sind. Nun kann es mir wirklich noch wohl sein, wenn mich der Herrgott bei Verstand lässt und komme ich etwa einmal darüber hinaus, so geschieht es zu meiner Demütigung und Demütigung führt zur Selbstkenntnis und Selbstverleugnung, und bis ich die in wahren Geiste errungen habe, wird es mich noch manchen offenen und verstohlenen Seufzer kosten. Ach, wir machen an Leben und Menschen nur zu gerne Ansprüche. Ich finde nun nicht mehr Zeit, mehr zu schreiben. Interessiert Dich noch eint und anderes, so hast Du nun Anlass, an der Quelle Dich zu erkundigen.»

Keine Zweifel mehr am gegenseitigen Bund der Freundschaft

Ein Zusammentreffen kam trotz der inständigen Bitten Bernardas nicht mehr zustande. Weil keine Briefentwürfe von Heinrich Steinfels aus dieser Zeit mehr vorliegen, wird der Grund nicht klar. Vermutlich aber war es der Gesundheitszustand von Heinrich Steinfels, der diesen von der Reise nach Wil abhielt. Einem Brief Bernardas ist zu entnehmen:

«An Deinem Augenübel nehme ich innigen Anteil. Oh wie gerne wollte ich Dir Trost und Ergebung ins Herz träufeln, wenn ich es imstande wäre. Beten tue ich für Dich, anders vermag ich nicht. Und um Schreiben darf ich Dich nicht bitten, eingedenk meiner eigenen Schuld. Die Freundschaft, die in einem Herzen lebt ist unsterblich wie mein besseres Selbst. Ich habe aber, ich gestehe es, eine Art Scheu dieses Zeugnis erneut auf das Papier zu bringen. Es gibt so Manches, was nur von Angesicht zu Angesicht ungesagt kann gesagt und verstanden werden. Darum hätte es mich so herzlich gefreut, wenn es die Umstände erlaubt hätten, letzten Sommer Dich zu sehen. Doch es musste nicht sein, und wer weiss warum. So wollen wir denn stillschweigend den Bund der Freundschaft versiegelt bewahren, an der Deinigen zweifle ich so wenig als Du zweifeln wirst an der Deiner ewig treuen Bernarda Lang.»

Die Enttäuschung Bernardas darüber, dass ein Zusammentreffen einfach nicht mehr stattfinden konnte, zeigte sich auch in einem der letzten Briefe, Anfang 1855. Er stand unter dem Eindruck, dass in den vergangenen Monaten weitere ihr nahestehenden Nonnen des Klosters verstorben waren und sie inzwischen zur drittältesten Bewohnerin von St. Katharina geworden war:

«Vorwürfe haben wir einander nicht zu machen, und wollte es eines oder das andere tun, so wäre es am besten von Angesicht zu Angesicht. Ich würde mich jetzt schon freuen, wenn Du mir für das Frühjahr das Versprechen gäbest. Du kannst es und hast auch zu bedenken, dass die Zeit drängt. Lasse mich nicht vergeben bitten und hoffen. Wenigst schreibe auch wieder einmal und adressiere den Brief nur

direkt an mich, es ist ja nichts zu gefährden, den Beweis davon haben wir in der Tat abgelegt!»

Letzte Briefe und Tod von Heinrich Steinfels am 9. November 1855

Im Juli 1855 schrieb Bernarda: «Seit Deinem letzten Hiersein sind mehr als achtundfünfzig Monate vorüber und ach! was für eine Kluft liegt zwischen damals und jetzt. Wahrlich das Herz blutet mir, bei jeder neuen Erinnerung daran. Und nichts bleibt mir übrig als stilles Andenken, es bleibt den Verstorbenen und dennoch Lebenden auf ewig gewiss und bewahrt. Dieses Andenken ändert leider an der Suche nichts und bringt mir eine wehmütige Stimmung und die Überzeugung hervor, dass wahres Glück in diesem Leben etwas ganz Unmögliches ist. Über dieses Thema möchte ich lieber einmal mündlich als schriftlich reden. Sollte es dieses Jahr nicht noch möglich werden? Oder willst Du die völlige Erstellung der Eisenbahn abwarten? Aber das geht ja noch lange und für die, welche warten, zu lange. Doch ich denke, ich sterbe nicht, bevor ich Dich hienieden wenigstens noch einmal gesehen habe.»

Diese Hoffnung erfüllte sich ihr nicht. Am 9. November 1855 starb Heinrich Steinfels. Noch in Unkenntnis darüber schrieb Bernarda am 11. November 1855:

«Lange, lieber teurer Freund, habe ich Dir nicht mehr geschrieben und Dir gedankt für Deine freundschaftlichen Zeilen, die mir von Deinem Leben Kunde gaben. Oh, wie wohl tut es dem Herzen, von einem Freunde dann und wann ein Lebenszeichen zu sehen. Das muss man erfahren, um es so recht fühlen zu können. Was würde es aber meinem Herzen erst sein, Dich persönlich einmal wieder zu sehen! Oh, wie viel hätte ich Dir zu sagen, was man der Feder nicht vertrauen kann.» Bernarda fuhr dann resignierend fort: «Man sollte freilich meinen, im Kloster sollte man von den Wirbeln alles Beunruhigenden enthoben sein. Leider aber ist das nur der Fall, wenn man sich zur gänzlichen Verleugnung seiner selbst durchgearbeitet hat. Bis dahin kehrt der alte Mensch immer wieder.»

Verbundenheit über den Tod hinaus

Mit dem Tod von Heinrich Steinfels endete eine wahre und bemerkenswerte Liebesgeschichte, die eigentlich «unmöglich» war unter den damaligen konfessionellen Gegensätzen und wegen des Standes von Bernarda. Für die katholische Priorin Bernarda und den reformierten Metzgermeister Heinrich Steinfels gab es in ihrer Beziehung den tiefen Graben zwischen den Religionen nicht, der sich erst 100 Jahre später allmählich einebnete.

Erschüttert vernahm Bernarda die Todesnachricht. Sie bat Heinrichs Sohn, ihr im Sinne des Verstorbenen die Freundschaft zu bewahren. Dies geschah. Die Verbundenheit überdauerte sogar weitere Generationen der Familie Steinfels. Der Enkel von Heinrich Steinfels, Friedrich Steinfels (1837–1898), und Barbara Luise Cramer besuchten 1859 als Brautleute die Frau Priorin im Kloster und übernachteten im folgenden Jahr auf ihrer Hochzeitsreise in dessen Gästehaus.

Ein halbes Jahr nach dem Tod von Heinrich Steinfels schrieb Bernarda dem «theuren Spross» ihres «verewigten Freundes», dass ein unerwünschter Vorfall sie nach Zürich führen werde, «das für mich erstorben oder wenigstens freudenleer ist.» In einem «Post Scriptum» fügte sie dann hinzu: «Die Umstände haben sich geändert. Ich komme wahrscheinlich doch nicht nach Zürich und wahrlich ich bedaure es nicht! Es wäre nur herzerreissend, meinen Freund am Grabe (auf der Hohen Promenade, Anm. des Verf.) selbst zu beweinen.»

1862, anlässlich einer Reise zur Kur nach Baden, war Frau Bernarda für eine Woche zu Gast bei der Familie Steinfels im «Untern Berg» in Zürich. Sie soll damals, über siebzig Jahre alt, in ihrer weissen Ordenstracht noch immer eine schöne, ehrfuchtgebietende Erscheinung gewesen sein. Die Familie überredete sie, sich zum Photographen Schneebeli ins Niederdorf zu begeben, damit er von ihr ein Bild und damit ein Andenken erstelle. Sodann wurde Kunstmaler J. Klaeger beauftragt, ab der Photographie, die die Klosterfrau mit einer starken Brille zeigte, ein Ölbild zu malen, auf welchem sie leicht verjüngt erscheinen sollte. Dieses Bild verblieb beinahe 80 Jahre lang in der Familie Steinfels als Andenken an eine ausserordentliche und auf eine besondere Weise mit der Familie verbundene Frau.

Am 14. Dezember 1864 starb Bernarda Lang. In der im Jahr 1928 erschienenen Festschrift zum 700-Jahr-Jubiläum des Dominikanerinnenklosters Sankt Katharina in Wil heisst es von ihr: «Es war ihr eine ausserordentliche Willensstärke eigen, die sich besonders geltend machte, wenn es galt die Rechte ihres Gotteshauses zu verteidigen. Sie übte ihr Amt als Priorin zur Zeit grosser Armut aus. Nicht selten kämpfte sie mit grossen finanziellen Schwierigkeiten. Vom Jahre 1845 an trübte sich das bisher freundschaftliche Verhältnis zwischen städtischem Schulrat und Kloster. Ersterer verfolgte die Tendenz, Knaben- und Mädchenschule zu verschmelzen. Wir bewundern die kühne Entschlossenheit und die zähe Ausdauer, mit der unsere Frau Priorin diesen Schulkampf führte. Sie wollte um jeden Preis ihrem Kloster die schöne Aufgabe der Mädchenerziehung erhalten, was bis in die heutigen Tage erfolgreich gelungen ist.»

1938 übergaben Heinrich und Hedwig Steinfels-Saurer (er war ein Urenkel von Heinrich Steinfels) das Ölgemälde dem St. Katharinenkloster in Wil, dem im Refektoriensaal bis dahin ausgerechnet ein Porträt der Priorin Bernarda fehlte.



*Abb. 2: Bernarda Lang (1791–1864), Priorin des Dominikanerinnenklosters
St. Katharina in Wil SG. Ölgemälde von J. Klaeger.
(Foto: Kloster St. Katharina, Wil SG)*

